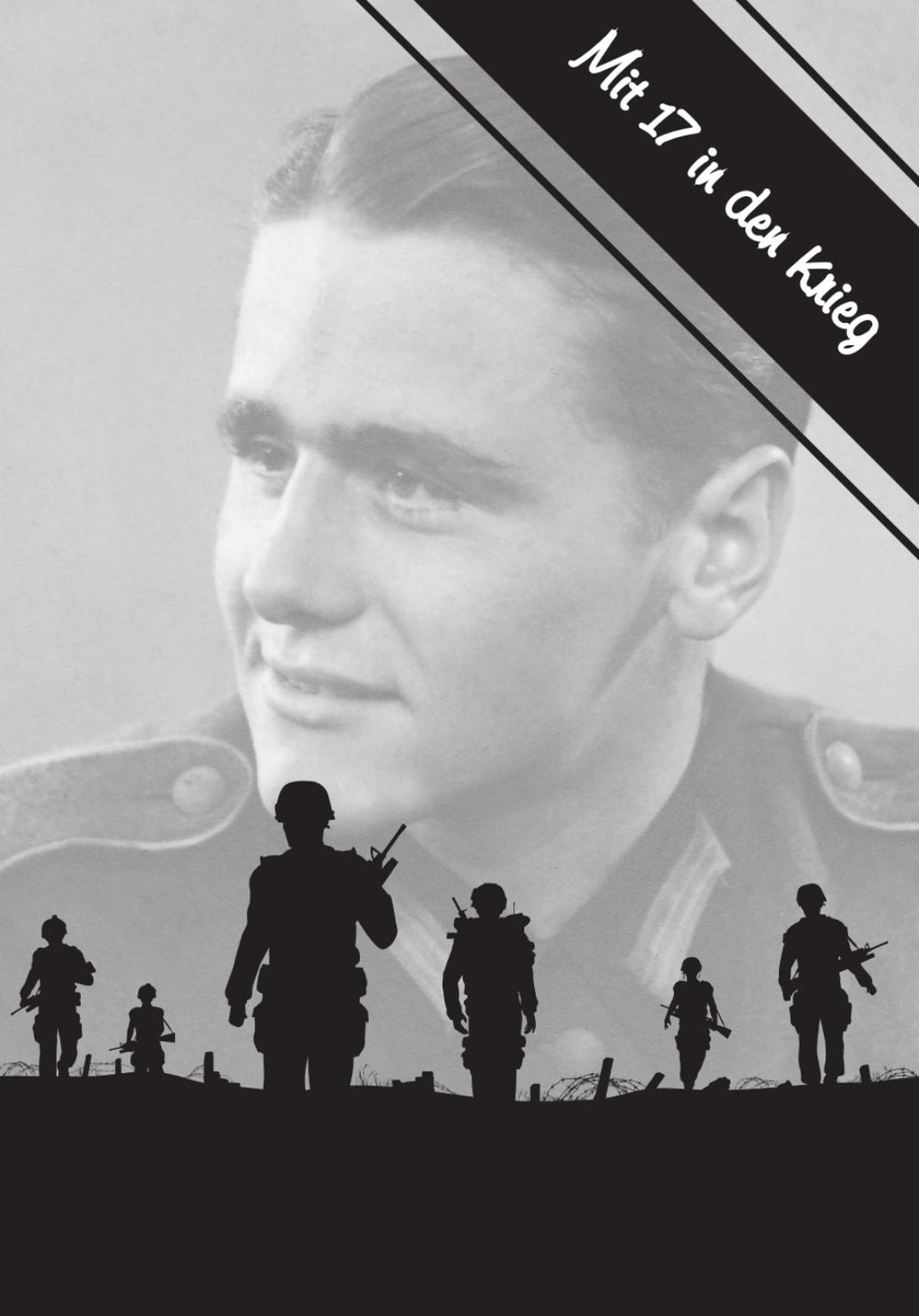


Mit 17 in den Krieg



Unser Vater, Berthold Hennrich, ist in dem saarländischen Ort Biesingen aufgewachsen. Die Eltern bewirtschafteten einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb im Nebenerwerb. Hier musste unser Vater schon in jungen Jahren aktiv mitarbeiten. Das war in der damaligen Zeit so üblich. Trotz der vielen Arbeit, war es ihm möglich nach der Volksschule das Gymnasium in St. Ingbert zu besuchen. Fröhlich ging es ca. 5 Kilometer, auch bei widrigen Wetterverhältnissen (Regen, Schnee, Kälte), zu Fuß zum Bahnhof nach Niederwürzbach und von dort mit dem Zug nach St. Ingbert. Eine Busverbindung gab es zur damaligen Zeit nicht.

1942 wurde er mit 17 Jahren zum Militärdienst einberufen. Wenig später ging es an die Front nach Russland.

Als Kinder, Jugendliche und auch noch lange danach war uns nicht bekannt, welche Strapazen unser Vater im 2. Weltkrieg erfahren hatte, denn er hatte nie darüber gesprochen. Erst als Erwachsene konnten wir nach und nach aus bescheidenen Erzählungen uns ein Bild darüber machen. Wir haben ihn deshalb gebeten, für die „Nachwelt“ insbesondere die Enkel und Urenkel seine Erlebnisse im Krieg aufzuzeichnen. Dies auch deshalb, weil wir heute in einer Wohlstandsgesellschaft leben und das Leid unserer Vorfahren ohne Aufzeichnungen schnell in Vergessenheit gerät. Wir hoffen, dass keiner in Europa so einen Krieg erleben muss. Die Erzählungen unseres Vaters tragen sicher dazu bei.

Unser Vater hat sich bemüht, mit seinen 87 Jahren sich in seine damalige Jugendzeit zu versetzen und möglichst so zu schreiben, wie er damals als Jugendlicher bzw. junger Erwachsener gedacht und gesprochen hat. Und so schreibt er zu seinen Erzählungen:

■ gez. Annerose Feibel geb. Hennrich
und Bernhard Hennrich

| | |
|--|----|
| Einleitung | 4 |
| Mit 17 Jahren zum Militärdienst einberufen | 5 |
| Erster Fronteinsatz | 5 |
| Kriegsverletzung, Lazarett und Genesung | 18 |
| Zurück zur Truppe | 25 |
| Wieder an die Russlandfront | 26 |
| Großangriff der Russen und Rückzug | 29 |
| Straßen- und Häuserkampf in Berlin | 39 |
| Rückmarsch bzw. Fluch | 41 |
| Die Gefangennahme | 43 |
| Im Gefangenenlager | 46 |
| Die Freilassung | 48 |
| Die Heimreise | 50 |
| Im amerikanischen Sektor | 56 |
| Endlich Zuhause | 60 |

Erlebnisse an der Russland-Front im 2. Weltkrieg

Wer mich besser kennt, der weiß, dass ich nicht zu denen gehöre, die gerne von sich reden machen oder sich hervortun wollen, sondern eher durch Zurückhaltung und Bescheidenheit aufgefallen bin. Auch dürfte bekannt sein, dass meine Wahrheitsliebe nie vorgetäuscht war.

Warum erwähne ich das überhaupt?

Meine Fronterlebnisse grenzen teilweise an Wunder, sodass der Leser Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Aussagen bekommen könnte. Es würde mir aber nicht im Traume einfallen, etwas zu beschönigen, zu dramatisieren oder gar falsch darzustellen. Vielmehr habe ich alle Erlebnisse sachlich korrekt und wahrheitsgetreu niedergeschrieben.

Die Eintragungen in einem kleinen Taschenkalender des Jahres 1945 verhalfen mir, die einzelnen Geschehnisse während dieses Zeitraumes zeitgenau und folgerichtig wiederzugeben.

Ich selbst frage mich heute immer wieder, wie es möglich war, dass ich in aussichtsloser Situation immer die richtige Entscheidung traf und somit das Schlimmste verhindern konnte.



Berthold Hennrich

Mit 17 Jahren zum Militärdienst einberufen

Am 15. Oktober 1942 wurde ich im Alter von 17 Jahren zum Dienst in der Wehrmacht einberufen. Die Rekrutenzeit absolvierte ich in der Dännerkaserne Kaiserslautern.

Nach Beendigung der Ausbildungszeit, wurden einige Rekruten, darunter auch ich, zur Teilnahme an einem Lehrgang mit weitergehender Ausbildung zum Unteroffizier bzw. Offizier ausgesucht, der auf dem Truppenübungsplatz in Baumholder stattfand. Dieser Lehrgang musste jedoch vor seinem Abschluss aufgrund eines Befehles der oberen Heeresführung abgebrochen werden, weil, wie es damals hieß, eine neue Armee aufgestellt werden sollte, da die 6. Armee vor Stalingrad völlig aufgegeben wurde und somit nicht mehr existierte.

Erster Fronteinsatz

Zur Aufstellung der neuen Einheit wurden wir nach Frankreich in die Normandie verlegt, von wo aus wir Mitte 1943 nach Russland an die Front transportiert wurden. Die Front befand sich zu diesem Zeitpunkt am Fluss Dnepr.

Auf dem Weg nach Russland fuhren wir mit dem Güterzug durch Bliesskastel, wo ich einen Brief an meine Eltern aus dem Waggon warf mit der darauf vermerkten Bitte an den Finder, ihn an meine Eltern weiterzuleiten.

Nach tagelanger Fahrt kamen wir schließlich in der Ukraine in dem Gebiet Tschernobil, Kiew, Tscherkassi an. Vom Zielbahnhof ging es zu-

nächst mit Lastkraftwagen, dann die letzte Strecke zu Fuß zu dem dortigen Frontabschnitt am Dnepr.

Wir wurden gleich in die Stellung direkt am Ufer des Dneprs eingewiesen. Ich war als Melder dem Zugführer, einem Leutnant namens Salomon, unterstellt.

Die Front war an diesem Abschnitt ziemlich ruhig. Ein Übersetzversuch des Russen konnte zurückgeschlagen werden, wobei wir eine Anzahl von Gefangenen machten.

Leutnant Salomon und ich gingen zweimal in der Nacht die Stellung des Zuges ab, um uns zu vergewissern, dass alle auf ihrem Posten sind und keiner eingeschlafen ist. Er war ein Draufgänger und ging, wenn es sein musste, auch Risiken ein.

Der Dnepr hatte in diesem Abschnitt viele Nebenarme, wodurch große Inseln entstanden. Auch wir lagen auf solch einer Insel. Vor uns der breite Fluss, seitlich und hinter uns der schmalere Nebenarm.

Einmal kamen wir auf unserem Kontrollgang zum letzten Posten unseres Stellungsabschnittes. Dort saßen einige Kameraden in ihrem kleinen Unterstand und spielten Skat. Leutnant Salomon hatte den Befehl, über den dortigen Nebenarm des Dneprs überzusetzen und zu erkunden, ob die dortige Insel schon von deutschen Truppen besetzt ist oder sich noch Feinde dort befinden. Da er ein passionierter Skatspieler war, bat er mich, mit dem bereitliegenden Kahn auf die Insel überzusetzen und die Erkundung vorzunehmen.

Ehrlich gesagt, bei diesem Auftrag war es mir ganz mulmig geworden. Aber Befehl ist Befehl. Ein Melder muss alles versuchen, seinen Auftrag auszuführen, auch wenn es noch so gefährlich, ja sogar unmöglich scheint.

Ich setzte dann mitten in der Nacht mit dem Kahn auf die Nachbarinsel über, ging dann über eine Sandbank in den anschließenden Wald und schlich mich vorsichtig von Baum zu Baum. Es war Mondlicht, denn ich konnte trotz der Dunkelheit im Wald die Bäume gut sehen. Immer wieder erschrak ich fürchterlich, wenn irgend ein Tier aufsprang, immer wieder blieb ich stehen und lauschte, ob ich irgend etwas menschliches hörte.

Ich weiss nicht mehr, wie weit ich in den Wald eingedrungen war, bis ich Stimmen vernahm, wobei ich aber noch nicht unterscheiden konnte, ob es deutsche oder russische Stimmen sind. Mir viel ein Stein vom Herzen, als ich erkannte, dass es die Stimmen der eigenen Kameraden waren. So konnte ich diesen Auftrag erfüllen und dem Leutnant Meldung erstatten.

Einige Wochen später wurden wir an einen anderen Frontabschnitt, ebenfalls am Dnepr, verlegt. In stundenlangen Fußmärschen kamen wir schließlich total ermüdet und erschöpft dort an. Ich erinnere mich, dass ich während des Marsches wiederholt eingenickt bin und durch Anstoß an den Vordermann wieder aufwachte.

Wir bezogen erneut Stellung unmittelbar am Dnepr.

Als wir uns abends in unserem Unterstand zur Ruhe legten, sagte mein Leutnant: „Heute Nacht gehen wir nicht gemeinsam die Stellung ab, sondern getrennt. Ich übernehme die erste Kontrolle, du die zweite“. Bei meinem Kontrollgang hatte ich eine Begegnung, die, so harmlos sie als Kriegserlebnis auch war, mir einen fürchterlichen Schrecken einjagte.

Ich kam zu einem Schützenloch, wo der Posten nicht wie üblich im Loch stand, sondern auf dem Rand des Loches zusammengekauert saß. Aha, dachte ich, hier schläft einer, da hat der Russe ja leichtes

Spiel, wenn er kommt. Ich gab ihm einen Stoß und sagte: „Heh Kamerad, wach auf“. Er aber rührte sich nicht, selbst dann nicht, als ich ihn mehrfach kräftig anstupste.

Als ich aber genau hinschaute, sah ich, dass es ein Russe war. Er war tot. Den Schreck, der mir durch die Glieder fuhr, kann ich mit Worten nicht beschreiben. Ich hatte das Gefühl, als hätten meine Haare sich gestäubt und mir den Helm hochgedrückt.

Die Russen waren nämlich an diesem Frontabschnitt einige Tage zuvor übergesetzt, konnten aber zurückgeschlagen werden unter Zurücklassung vieler toter Kameraden, die auf einer in den Dnepr hineinragenden Sandbank lagen.

Jede Nacht war eine Strafkompagnie damit beschäftigt, diese toten Russen an Ort und Stelle zu begraben. Dies war militärisch notwendig, da sonst der Russe sich erneut über die Sandbank hätte anschleichen können, denn auch beim Abfeuern einer Leuchtkugel hätte man nicht feststellen können, ob sich unter den vielen Toten auch angreifende Russen befinden.

Wenige Wochen später wurden wir dann erneut verlegt. Diesmal nicht an den Dnepr, sondern an den mittlerweile von den Russen gebildeten Brückenkopf auf dem diesseitigen Ufer des Dnepr. Der Feind war dabei, Truppen und Material über den Fluss auf diesen Brückenkopf zu verlegen, um von hier aus den neuen Großangriff starten zu können. Wir wurden mit Lastkraftwagen an den Brückenkopf gebracht, wo wir den Feind angreifen und zurückschlagen sollten.

Dort angekommen, verbrachten wir die kommende Nacht in einer verlassenen Ortschaft nahe der Front. Man teilte uns mit, dass wir am nächsten Morgen den Angriff starten werden.

Ziel des Angriffs war zunächst eine Ortschaft, die angeblich nur schwach von russischen Truppen besetzt sei. Danach sollte der dahinterliegende Höhenzug im Sturm genommen werden. Zur Unterstützung unseres Angriffs sollten Stukas (Sturzkampfbomber) die dortigen feindlichen Stellungen sturmreif bombardieren.

Noch in der Dunkelheit am frühen Morgen bezogen wir unsere Ausgangsstellung in einer Niederung etwa 200 Meter vor dem anzugreifenden Ort.

Zu dem festgesetzten Angriffszeitpunkt setzte das Artilleriefeuer ein. Danach erfolgte der Angriffsbefehl und wir stürmten gegen den vor uns liegenden Ort.

Bald aber bemerkten wir, dass der Ort, nicht wie uns mitgeteilt wurde, nur schwach besetzt war, denn wir wurden massiv unter Beschuss genommen und hatten demzufolge hohe Verluste.

Lediglich unser Zug, der am linken Flügel des Bataillons angriff, kam weiter voran, wodurch die Verbindung zum Bataillon abbrach, sodass wir den weiteren Vorstoß abrechnen mussten, um nicht Gefahr zu laufen, vom Feind völlig abgeschnitten zu werden.

Leutnant Salomon erkannte sofort die Gefahr und beauftragte mich, die Verbindung zum Bataillon aufzunehmen, um Weisung für das weitere Vorgehen zu erhalten.

Es war für mich eine schwere Aufgabe, mich in dieser verworrenen Situation zurecht zu finden. Aber als Melder musste ich, selbst unter größter Lebensgefahr, versuchen, die Meldung zu überbringen.

Ich ging zunächst durch ein Maisfeld, das mir guten Schutz bot, zu der Niederung, lief dann der Niederung entlang bis zu der Ausgangsstellung unseres Angriffes. Dort traf ich die Bedienungsmannschaften der beiden schweren Maschinengewehre, die uns beim Angriff Feuerunterstützung gaben.

Dies ist die Lösung dachte ich und bat die Kameraden, mir Feuerunterstützung zu geben, wenn ich versuchen werde, das vor dem anzugreifenden Ort liegende Bataillon zu erreichen. Denn dabei musste ich über eine ebene Sandfläche, die mir nicht den geringsten Schutz bot, sodass ich ein gutes Ziel für die russischen Scharfschützen gewesen wäre.

Meine Vorstellungen riefen bei den MG-Schützen nur Gelächter hervor. „Niemals kommst du lebend über diese Sandfläche. Hier gab es die schwersten Verluste beim Angriff und das trotz guter Feuerunterstützung der Artillerie“, hielt man mir entgegen. Ich erwiderte: „Das mag ja stimmen, aber ich bin Melder und darf ohne die Meldung ausgeführt zu haben, nicht zurückkommen“.

Ich begab mich also in Startposition, gab ein Zeichen, die beiden MG's feuerten und ich sprang wie ein Hase im Zickzackkurs Richtung Ortschaft, ließ mich immer wieder hinfallen, rollte mich ab, um dem Feind kein feststehendes Ziel zu bieten und kam so wie durch ein Wunder zu den Kameraden, die vor dem Ort in Stellung lagen.

Nachdem ich die Meldung dem Bataillonskommandeur überbracht habe, musste ich wieder zurück zu meinem Zug mit der Weisung an den Zugführer, am dortigen Ort zu verbleiben, da um 15 Uhr ein erneuter Angriff gestartet werden soll, wobei man die Verbindung zu unserem Zug wieder herstellen würde.

Die Rückkehr über die Sandbank war insofern nicht so gefährlich, weil nun die vor dem Ort liegenden Kameraden den Feuerschutz übernahmen.

Als ich zu meinem Zug zurückkam und der Leutnant mich kommen sah, schaute er mich ganz verblüfft an, so als würde er einen Geist sehen, brachte zunächst kein Wort heraus und sagte dann: „Ich habe

nicht damit gerechnet, dass du noch einmal zurückkommst. Aber ich war verpflichtet, dich mit der Meldung zum Bataillon zu schicken, denn das Leben von uns allen stand auf dem Spiel“.

Um 15 Uhr begann der zweite Angriffsversuch, der aber nach kurzer Zeit erneut zum Erliegen kam. Die Verbindung zu unserem Zug konnte somit nicht wieder hergestellt werden, was für uns nichts Gutes bedeutete.

Da sah der Leutnant, etwa 200 Meter von uns entfernt, einen VB mit seinen beiden Funkern (VB ist ein Vorpostenbeobachter, der das Feuer einer Artilleriebatterie leitet). Sie waren anscheinend nicht ortskundig und liefen in die falsche Richtung, sozusagen dem Feind in die Hände. Auf Weisung des Leutnants lief ich auf sie zu, rief sie in Rufweite an und winkte sie herbei.

Aber der Russe hatte uns längst ausgemacht und nahm uns ins Visier seiner Artillerie. Die erste Granate ging über uns hinweg und schlug etwa 50 Meter von uns ein, die zweite Granate nur noch 20 Meter von uns entfernt, sodass wir damit rechnen mussten, dass die nächste Granate in unserer Nähe einschlagen wird.

Und so kam es auch. Wir warfen uns daher zu Boden und im gleichen Augenblick schlug knapp einen Meter links von mir die dritte Granate ein. Der VB und die Funker lagen rechts von mir und sind mit dem Schrecken davon gekommen. Ich habe einen Schmerz verspürt, als durch den Luftdruck mein Helm hochgerissen wurde, so als würde es mir den Kopf abreißen. Wir gelangten jedenfalls alle sicher zu meinen Kameraden.

Gleich darauf griff der Russe uns massiv an. Ohne die jetzt gute Unterstützung der Artillerie, dank der Anwesenheit des VB und seinen Funkern, hätten wir dem Angriff kaum standhalten können.

Gegen Abend kam dann der Befehl zum Rückzug an den Ort, von dem aus unser Angriff am Morgen begonnen hatte.

Dort angekommen, musste Leutnant Salomon zu einer Lagebesprechung zum Bataillonskommandeur. Als er zurückkam, ließ er uns anreten und gab uns das weitere Vorgehen bekannt. Danach sollte zunächst durch einen Spähtrupp erkundet werden, wo sich das Nachbarbataillon, das links von uns verspätet in die Kampfhandlungen eingegriffen hat, jetzt befindet.

Da durch die hohen Verluste nur noch ein Unteroffizier unseres Zuges verfügbar war, der aus taktischen Gründen mit der Führung des Spähtrupps nicht beauftragt werden konnte, sollte sich jemand von uns Grenadiere freiwillig für diese Aufgabe melden.

Ich glaube ich habe damals gebetet, dass sich jemand hierzu bereit findet, denn ich wusste genau, dass ich, sofern dies nicht der Fall ist, mit der Führung des Spähtrupps beauftragt werde. Und genau so geschah es. Leider konnte man mir angesichts der vielen Ausfälle nur zwei Mann begeben, so dass wir uns zu dritt auf den Weg machten. Da ich wusste, wie sich ein Spähtrupp zu verhalten hat, gab ich den beiden entsprechende Weisungen: Auf keinen Fall sich bei Begegnung mit dem Feind auf eine Kampfhandlung einlassen, jeder Auseinandersetzung so früh als möglich aus dem Wege gehen. Nur im äußersten Fall von der Schusswaffe Gebrauch machen.

Wir gingen also zu dem Geländeabschnitt, wo der Angriff des Nachbarbataillons stattfand, machten dort eine Rechtsschwenkung in Richtung auf den Wald zu in den das Bataillon bei der Verfolgung des flüchtenden Feindes eingedrungen war. Da es Nacht war, mussten wir aufpassen, die Orientierung nicht zu verlieren.

Als Spähtruppführer ging ich voraus, positionierte meine beiden Kameraden in einem Abstand von ca. 10 Metern links und rechts hinter mir, mit der Weisung, bei eventueller Feindberührung nach links auszuweichen.

Und dazu hatten wir auch bald Veranlassung, denn plötzlich hörten wir vor uns Geräusche. Wir legten uns in das hohe Gras und sahen auch bald, dass einige Gestalten auf uns zukamen, konnten aber nicht erkennen, ob es unsere eigenen Leute oder Feinde sind. Da ihr Weg aber gerade auf uns zuführte, blieb mir nichts anderes übrig als sie anzurufen. „Halt wer da, Parole!“. Die Antwort war ein russisches Stimmengewirr. Wie verabredet, gab jeder von uns einen Schuss ab, um den Gegner in die Deckung zu zwingen, während wir uns sofort nach links absetzten, um danach wieder in Richtung Wald weiter zu gehen, wo sich das Nachbarbataillon befand, wie wir nun feststellen konnten.

Als wir zurückkamen und Meldung erstatteten, fuhr mir ein weiterer Schreck in die Knochen. Leutnant Salomon hatte vom Bataillonskommandeur den Auftrag erhalten, festzustellen, wie stark der Gegner in den an dieser Stelle vor uns liegenden Stellungen ist. Vermutlich wurde an diesem Abschnitt ein neuer Angriff geplant.

Er setzte mich hierüber in Kenntnis und sagte: „Es tut mir leid, dich erneut in Anspruch nehmen zu müssen.“

So schlichen wir noch in der gleichen Nacht zu dritt der feindlichen Linie entgegen.

Die letzten 50 Meter konnten wir nur kriechend überwinden. Wir durften uns nur im Zeitlupentempo bewegen und möglichst keine Geräusche verursachen.

So gelangten wir unentdeckt in die feindliche Stellung. Mir war nicht ganz wohl zumute, als der Leutnant sagte, dass er jetzt eine Leuchtkugel hochschießt und uns befahl, während des hellen Scheins die sich in diesem Grabensystem befindlichen Soldaten zu zählen, wobei ich in die eine, mein Kamerad in die andere Richtung schauen sollte.

Beim Aufleuchten der Leuchtkugel konnten wir sehr deutlich die in dem Stellungsabschnitt befindlichen Soldaten sehen, die völlig überrascht und irritiert zur Leuchtkugel empor schauten.

Warum der Leutnant dann noch eine zweite Leuchtkugel schoss, ist mir unverständlich, zumal die inzwischen aufmerksam gewordenen Russen sofort erkannten, wo die Leuchtkugel abgeschossen wurde.

Als dann die ersten Schüsse fielen, war es höchste Zeit, zu verschwinden. Auf die gleiche Weise wie wir kamen, konnten wir uns dann wieder heil aus dem Staub machen.

Zu einem erneuten Angriff kam es aber nicht. Vielmehr wurde uns noch in der gleichen Nacht eröffnet, dass wir an einen anderen Frontabschnitt verlegt werden, um die Russen in diesem Abschnitt zurückzuschlagen.

Bis zum Eintreffen der Fahrzeuge, die uns an diesen neuen Frontabschnitt bringen sollen, durften wir uns in einer nahe gelegenen, von den Bewohnern verlassenen Ortschaft zum Ausruhen niederlegen.

In einem der Häuser, in denen sich unser Zug niederließ, stand in einem der Räume ein Bett. Da sagte Leutnant Salomon zu mir: „Du legst dich auf das Bett“. Ich habe sofort protestiert. Er aber bestand darauf indem er sagte: „Kein Wort mehr, das ist ein Befehl“. Er selbst legte sich mit den anderen Kameraden auf den blanken Fußboden.

Am darauf folgenden Tag kamen in aller Frühe die Fahrzeuge und brachten uns an den neuen Frontabschnitt, wo wir auch sofort den Angriff starteten. Angriffsziel war eine Anhöhe, auf der die Russen Stellung bezogen hatten. Mit dem Angriffsbefehl stürmten wir los, allen voran der Draufgänger Leutnant Salomon, der ein Tempo vorgab, dass man meinen konnte, an einem Wettlauf teilzunehmen.

Da ich als sein Melder immer in seiner Reichweite sein musste, lief ich unmittelbar hinter ihm her. Als ich einmal zurück schaute, musste ich mit Schrecken feststellen, dass der Zug mit diesem Tempo nicht mithalten konnte und somit weit hinter uns herhing. Ich machte den Leutnant darauf aufmerksam, der dann abwartete bis der Zug wieder heran war.

Diesmal konnten wir den Feind in die Flucht schlagen, trotz des feindlichen Artilleriefeuers, durch das der Angriff einmal ins Stocken geriet und durch das wir einige Ausfälle zu beklagen hatten.

Allerdings erreichte lediglich unser Zug das Angriffsziel, während sich die restliche Kompanie mit einem geringeren Geländegewinn vorerst zufrieden geben musste. Für diesen Einsatz erhielt u. a. auch ich als Auszeichnung das „Eiserne Kreuz 2. Klasse“ (Urkunde vom 15.11.1943).

Nun galt es, möglichst bald eine Stellung zu schanzen. Dies war allerdings nur nachts möglich, da wir sonst dem Feind eine gute Zielscheibe geboten hätten. In der ersten Nacht wurden die Schützenlöcher ausgeschachtet bis zu einer Tiefe, dass man darin sitzen konnte ohne vom Feind gesehen zu werden. Tagsüber saßen wir dann auf den Munitionskästen, während Regen und Schnee unsere Kleidung durchnässte. Dies war nicht verwunderlich, denn wir befanden uns schon im November.

In der zweiten Nacht wurde dann das Schützenloch fertig ausgeschachtet, so dass man aufrecht darin stehen konnte. Dann wurden in gleicher Weise die Verbindungsgräben zwischen den einzelnen Schützenlöchern hergestellt, sodass man zunächst kriechend, dann gebückt und schließlich aufrecht stehend, zwischen den Schützenlöchern pendeln konnte. Erst danach durften wir uns einen wetterfesten Unterstand bauen.

Da unsere Stellung unmittelbar an einem Bauernhof vorbei führte und in der Nähe sich ein weiterer Hof befand, konnten wir das für die Dacheindeckung erforderliche Material so wie Stroh für die Lagerstätte leicht beschaffen.

Heute frage ich mich, wieso ich damals bei dieser Kälte nahe Null Grad sowie total durchnässter Kleidung und das über einen Zeitraum von

mindestens acht Tagen hinweg, nicht krank geworden bin. Dies konnte meines Erachtens nur auf die Spritzen, die man uns verabreicht hatte, zurückzuführen sein.

Inzwischen wurde die Front weiter gefestigt. Links von unserem Zug bezog das Bataillon einer anderen Division Stellung. In dem Abschnitt rechts von uns wurde der 3. Zug unserer Kompanie eingewiesen.

Im Abschnitt unseres Zuges hatte sich ein VB mit seinen zwei Funkern niedergelassen, der dabei war seine Batterie auf die gegnerischen Stellungen und das Angriffsgelände einzuschießen, während die beiden Funker in einem im Hof des Bauerngehöftes ausgeschachteten größeren Loch am Funkgerät saßen.

In Rufweite von ihnen hatte sich der VB einen gut getarnten Beobachtungsplatz ausgesucht, von dem aus er das Feuer der vier Geschütze leiten konnte.

Eines Tages saß ich wie des Öfteren zu einem Plausch bei dem VB und den Funkern im Stellungsloch. Da kam der Leutnant und beauftragte mich, eine Meldung zum 3. Zug zu überbringen. Dieser Zug war erst kurz zuvor in diesen Frontabschnitt eingewiesen worden, sodass bislang lediglich die Schützenlöcher ausgeschachtet werden konnten.

Bis zum ersten Schützenloch dieses Zuges waren es ca. 150 bis 200 Meter. Im Laufschrift machte ich mich auf den Weg. Etwa 40 Meter vor dem ersten Loch legte ich mich in einer flachen Mulde hin, um den beiden Kameraden in diesem Loch zuzurufen, dass ich komme.

Da hörte ich plötzlich Abschüsse aus Granatwerfern auf der russischen Seite. Ich sprang auf, um das Schützenloch zu erreichen, vernahm aber auf halbem Weg das Rauschen der Granaten, drehte mich deshalb um und rannte zurück in diese flache Mulde, die mir nicht den geringsten Schutz bieten konnte, während ich in einem Schützenloch vor den Granatsplittern sicher gewesen wäre.

Als der Granatüberfall vorbei war, rannte ich eiligst zu dem Schützenloch. Dort angekommen stockte mir das Blut in den Adern, denn die beiden Kameraden lagen tot in ihrem Schützenloch. Ich sprang weiter zum nächsten Schützenloch, wo ich den dortigen Kameraden die traurige Nachricht überbringen musste.

Von den beiden Kameraden erfuhr ich, dass sich ihr Zugführer, dem ich die Meldung überbringen sollte, ganz am anderen Ende ihres Stellungenabschnittes befand. Bei einem Weiterlaufen wäre ich eine Zielscheibe des Feindes geworden, hätte vielleicht sogar einen neuen Granatwerferüberfall hervorgerufen.

Da die Meldung aber in jedem Fall zum Zugführer kommen musste, schrieb ich diese auf ein Stück Papier, klemmte dieses in mein Taschenmesser und warf das Messer zum nächsten Schützenloch mit der Bitte, es von Loch zu Loch weiterzuwerfen. So kam die Meldung zum Zugführer und dessen Antwort in gleicher Weise zu mir zurück.

Als ich zurück kam, sah ich, dass der VB und die Funker sich nicht in ihrem Stellungsloch befanden. Die Verwüstungen im Loch ließen Schlimmes erahnen.

In diesem Augenblick kam der Leutnant auf mich zu. Ich frug ihn nach dem VB und seinen Funkern. Da sagte er: „Schau mal dort zum Schuppen hin“. Da sah ich sie tot dort nebeneinander liegen. Eine der Granaten dieses Feuerüberfalles war in dieses Loch eingeschlagen.

Ich überlegte und konnte es nicht fassen. Wäre ich bei meinem Meldengang in das erste Schützenloch des 3. Zuges gesprungen, hätte es auch mich tödlich getroffen. Hätte der Leutnant mich nicht mit einer Meldung zum 3. Zug geschickt, läge ich jetzt neben den Dreien in dem Schuppen.

Das Funkgerät, das aus Gründen der Knappheit an diesen Geräten in einer Nische in der Seitenwand des Loches aufgestellt war, wurde daher nicht beschädigt. So konnte der Leutnant, der sich im Funkwesen

auskannte, vorübergehend die Aufgabe des VB übernehmen. Doch schon bald traf es auch ihn. Durch ein Explosivgeschoss in den Oberarm wurde er schwer verwundet, ein sogenannter Heimatschuss, wie wir zu sagen pflegten. Ich traf ihn letztmalig bei meinem Ersatztruppenteil in Saarburg/Lothringen wo auch ich als Verwundeter einige Zeit verbrachte. Er freute sich riesig, mich wiederzusehen. Ich hätte nach Kriegsende gerne versucht, Verbindung zu ihm aufzunehmen, wusste aber nicht, wie ich ihn erreichen könnte. Mir war nur bekannt, dass er aus Wien stammte. Er hat mir sehr viel bedeutet.

Kriegsverletzung, Lazarett und Genesung

Durch den Ausfall meines Leutnants hatte ich als sein Melder keinen direkten Vorgesetzten mehr. Ich schloss mich daher einer Gruppe an, und übernahm dort die Aufgabe des MG-Schützen 1. Aufgrund meiner Ausbildung im Lehrgang in Baumholder war ich mit allen Waffen vollkommen vertraut. Selbst am Granatwerfer wurden wir ausgebildet.

Da erinnere ich mich an eine Begebenheit, die ein schlimmes Ende hätte nehmen können. Bei einer unserer Übungen am Granatwerfer auf dem Exerzierplatz des Truppenübungsplatzes Baumholder, wurde aus ungeklärten Gründen anstelle einer Übungsgranate eine scharfe Granate abgeschossen, die wenige Meter neben einer dort vorbeimarschierenden Einheit nieder ging. Da die Granate glücklicherweise seitlich hinter der Straßenböschung explodierte, gab es keine Verletzte. Es handelte sich hier offensichtlich um einen Sabotageakt. Ob er aufgeklärt werden konnte, ist mir nicht bekannt.

Nun muss ich als MG-Schütze dafür sorgen, dass das Gerät sich immer in einem funktionell guten Zustand befindet, wovon ich mich überzeugen konnte.

Zur Verstärkung der Feuerkraft in unserem Frontabschnitt wurden etwa 20 Meter rechts von meinem MG-Stand zwei Kameraden mit ihrem sogenannten schweren MG, Baujahr 1942, eingewiesen. Hierbei handelt es sich um das gleiche MG wie das meinige mit dem Unterschied, dass dieses MG auf einer Lafette befestigt ist, wodurch ein zielgenaueres Schießen erreicht wird.

Als kurze Zeit später dieses MG infolge eines Defektes in Reparatur musste und die Kameraden als Ersatz vorübergehend das Vorgänger-MG, Baujahr 1934 erhielten, das aber nicht auf die Lafette passte, kamen sie zu mir mit der Bitte, die MG's für die Dauer der Reparatur zu tauschen.

Ich war mit diesem Vorschlag sofort einverstanden, denn mir war klar, dass dies im Falle eines russischen Angriffs nur von Vorteil sein kann. Das alte MG war aber sehr störungsanfällig. Schon ein paar Sandkörner konnten eine Ladehemmung verursachen. Daher habe ich das MG auseinander genommen, die einzelnen Teile gereinigt und geölt und wieder zusammengesetzt. Mit ein paar Probesalven überzeugte ich mich von der Einsatzfähigkeit.

In der darauffolgenden Nacht, am 10.11.1943 gab es plötzlich einen Feuerüberfall des Gegners, der dann von unserer Artillerie erwidert wurde. Wir vermuteten einen Angriff der Russen und schauten angestrengt in Richtung Feind. Auf einmal glaubte ich vor mir einige Gestalten wahrzunehmen, die kriechend auf uns zu kamen. Ich machte meinen MG-Schützen 2 darauf aufmerksam, der allerdings nichts sah. Davon überzeugt, dass sich hier jemand anschleicht, gab ich eine MG-Salve auf das vermeintliche Ziel ab. Mehr war ohnehin nicht möglich, denn dieses alte MG hatte wieder eine Ladehemmung.

Sofort versuchte ich die Hemmung zu beseitigen. Ich klappte den eisernen Deckel auf um festzustellen, ob das Schloss, das die Patronen in den Lauf des MG's transportiert, eventuell klemmt. In diesem Augenblick schlug eine Granate unmittelbar vor uns ein. Durch den Luftdruck hat es mich gegen die Hinterwand des Stellungsgrabens geschleudert mit einer Wucht, als wären mir alle Knochen gebrochen. Ich wusste sofort, dass es mich schwer erwischt hat.

Ohne Rücksicht auf das Trommelfeuer sprang ich aus der Stellung und rannte in Richtung des Sanitätsunterstandes.

Die Sanitäter stellten fest, dass ich Splitterverletzungen in der rechten Brustseite, der rechten Leiste des rechten Oberarmes und der rechten Hand hatte und dass das linke Auge stark verletzt war. Beim Verbinden der Wunden ging ihnen das Verbandsmaterial aus, sodass ich die Brustwunde aus Angst vor Verblutung mit beiden Händen über dem Notverband zuhalten musste.

Noch in der Nacht wurde ich zum Hauptverbandsplatz, ein größeres Zelt, gebracht. Der Transport erfolgte mit einem kleinen Leiterwägelchen, gebettet auf Stroh, dem ein Pony vorgespannt war, querfeldein über Stock und Stein, was mir durch die Stöße, die das unebene holprige Gelände verursachte, unvorstellbare Schmerzen bereitet hat.

Am Hauptverbandsplatz wurde mir der provisorische Verband abgenommen und die Wunden neu verbunden. Anschließend brachte man mich mit einem Sani-Fahrzeug zu dem weiter zurückliegenden Operationszelt, wo ich sofort operiert wurde. Dabei wurden alle bis auf die in der rechten Hand und im Kopf befindlichen Granatsplitter entfernt.

Man hat sie mir, eingewickelt in ein Taschentuch, überreicht. Leider sind sie auf dem Transport in die Heimat, vermutlich im Lazarettzug, abhanden gekommen.

Einige Zeit später, nachdem ich aus der Narkose erwacht war, kam ein Sanitäter zu mir und fragte mich, ob ich sitzen könnte, was ich verneinte, denn die Betäubung ließ nach und mittlerweile verspürte ich schon Schmerzen, wenn ich mich bewegte.

Da sagte er: „Schade“ und wollte weiter gehen. Ich frug zurück: „Warum schade?“, worauf er antwortete, dass draußen ein Opel P4 stünde, das kleinste von der Firma Opel gebaute Fahrzeug, um zwei Schwerverletzte zu einem sogenannten Fieseler Storch zu bringen, die ausgeflogen werden sollten. Ich dachte, das ist die Gelegenheit, die Front auf schnellstem Weg in Richtung Heimat zu verlassen und erklärte mich bereit, mitzufahren.

Als man mich in das Auto hob, hätte ich mir vor Schmerz die Zunge abbeißen können. Aber ich hielt aus.

Im strömenden Regen fuhren wir hinaus auf das Feld, auf dem das Flugzeug gelandet war. Einige russische Feldarbeiter hatten sich zum Schutz vor dem Regen unter die Flügel des Flugzeuges gestellt. Der Fieseler Storch, ein Leichtflugzeug, das nur eine kurze Strecke zum Starten und Landen benötigte, konnte nur zwei Verwundete aufnehmen, die in seinem Rumpf übereinander lagen. Oben lag ein schwer verwundeter Offizier, darunter ich.

Kurz darauf starteten wir. Das Flugzeug flog sehr tief und konnte daher vom Radar nicht erfasst werden. Es brachte uns an einen Ort, von wo aus wir mit einem Lazarettzug weiter in Richtung Heimat fuhren.

In Oberschlesien, das damals zum Deutschen Reich gehörte, nach dem Krieg aber an Polen abgetreten werden musste, endete dieser Transport. Ich wurde in eine Augenklinik gebracht. Die dortigen Ärzte stellten jedoch fest, bezüglich meines verletzten Auges nichts unternehmen zu können und veranlassten daher die Verlegung in ein anderes Krankenhaus und zwar nach Laurahütte, einem Städtchen in der Nähe von Krakau, das heute einen polnischen Namen hat.

Dort wurde ich sehr fürsorglich aufgenommen. Eine junge Schwester, die mich anscheinend sehr mochte, kam immer wieder zu mir ans Krankenbett um mich aufzumuntern, wobei sie sogar des Öfteren ihre Freizeit opferte.

Eines Tages fragte sie mich, ob meine Angehörigen von meiner Verwundung Kenntnis erhielten, was ich verneinen musste.

Da bot sie sich an, meine Eltern entsprechend zu informieren. Sie schrieb einen Brief, in dem sie meine Situation schilderte und zwar so, dass man sich zu Hause nicht zu ängstigen brauchte. Leider könnte ich noch nicht selbst schreiben, weil ich noch etwas zu schwach sei. Dieser Satz war insofern sehr wichtig, denn wie ich später beim Besuch meiner Mutter erfuhr, hatte meine Schwester Gertrud einen Traum, wonach ich bei einer Verwundung das Augenlicht verlor. Die Tatsache, dass ich diesen Brief nicht selbst schrieb, hätte zu der Annahme führen können, ich sei in der Tat blind.

Ich erholte mich zusehends, scherzte schon bald mit den Krankenschwestern, die mich regelrecht bemutterten und betätigte mich als Zeichner.

Das hierfür benötigte Zeichenmaterial beschaffte mir die vorerwähnte Schwester. Obwohl ich auf einem Wasserbett lag, mich weder drehen noch aufrichten konnte, sind mir die Zeichnungen gut gelungen. Sie wurden auch vom Pflegepersonal bewundert.

Ich lag mit einem ebenfalls schwer verwundeten Kameraden meines Alters in einem 2-Bettzimmer. Es war der beste Kamerad, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe.

Ebenso lieb und nett waren seine Mutter und seine Schwestern, die ihn laufend besuchten, da sie nicht allzu weit vom Krankenhaus entfernt wohnten. Sein Name war Herbert Mies. Nach dem Krieg habe ich

versucht ihn ausfindig zu machen, jedoch ohne Erfolg. Vermutlich ist auch seine Familie bei Kriegsende von den Polen vertrieben worden.

Zu Weihnachten 1943 besuchten mich meine Mutter und mein Onkel Jakob, der meine Mutter begleitete, da sie die lange Reise nicht alleine wagen wollte. So konnten wir zusammen in einem großen Saal des Krankenhauses an der Weihnachtsfeier teilnehmen, die von der Krankenhausleitung sehr gut organisiert war.

Später bekam ich nochmals Besuch von einem Biesinger, nämlich von Max Groh, der bei der sogenannten Frontbühne als Basssänger mitwirkte. Diese Frontbühne wurde eingerichtet, um die Frontsoldaten durch ihre musikalischen und gesanglichen Darbietungen aufzumuntern.

Nachdem meine Mutter und mein Onkel nach ein paar Tagen Aufenthalt mich wieder verlassen hatten, geriet ich in eine lebensgefährliche Situation. Ich spürte eines Tages am rechten Gesäß einen leichten Schmerz, teilte dies einer Krankenschwester mit, die nachschaute und einen kleinen Pickel feststellte, den sie sicherheitshalber mit einer Salbe und einem Pflaster behandelte.

Der Schmerz nahm jedoch zu, worauf ich die Schwester am darauffolgenden Tag aufmerksam machte. Der Pickel hatte sich inzwischen zu einem Geschwürchen entwickelt, das dann wie zuvor behandelt wurde. Als die Schwester am dritten Tag nachschaute, sagte sie: „Das gefällt mir gar nicht. Da mache ich nichts mehr, ich rufe jetzt den Arzt“. Der herbeigerufene Stationsarzt erkannte sofort, dass sich hier etwas Un gutes entwickelte und sagte: „Da müssen wir schneiden“.

Am nächsten Tag wurde ich, nachdem ich eine Betäubungsspritze erhalten hatte, in den Operationssaal gebracht. Der Arzt aber sah, dass

das Geschwür sich von selbst öffnet und entschloss sich, nicht zu schneiden.

Die Vereiterung blieb jedoch nicht örtlich begrenzt, sondern breitete sich auf der ganzen rechten Seite, vom Arm bis zum Bein aus. An der Stelle des Geschwürs bildete sich allmählich ein Loch, das bis auf den Beckenknochen reichte. Zweimal am Tag musste ich verbunden werden, wobei jeweils eine Schale Eiter entnommen wurde. Danach wurde in das besagte Loch ein mit Rivanol getränktes Gaze-Band eingelegt um eine Heilung von innen heraus sicherzustellen.

Während dieser Zeit lag ich auf einer dicken Zellstoffunterlage, die mit einem Dreieckstuch an den Körper gebunden wurde.

Die Ärzte standen vor einem Rätsel und waren geteilter Meinung. Die einen meinten, die Vereiterung sei auf die Verwundung zurückzuführen, die anderen glaubten, Auslöser seien die Spritzen gewesen, die ich gegen das wochenlang anhaltende hohe Fieber in diesen Gesäßteil erhalten habe.

Wie dem auch sei, ich war jedenfalls heil froh als die Wunde wieder verheilt war.

Ich erholte mich sehr schnell, machte bald die ersten Gehversuche, sodass meiner Entlassung nichts mehr im Wege stand.

Aufgrund einer Röntgenaufnahme meines Kopfes ging der zuständige Arzt davon aus, dass die kleinen Splitter, die durch das linke Auge in den Kopf eingedrungen waren, zu einer Verletzung des Hirnes führten.

Man entschied sich daher, mich in ein Kopfschuss-Speziallazarett nach Breslau zu verlegen. Dort ergab jedoch eine Röntgenuntersuchung, dass keine Hirnverletzung vorliegt.

Weil die Splitter aber entfernt werden mussten, wurde ich in die dortige Augenklinik verlegt. Die nicht gerade einfache Operation verlief jedoch erfolgreich. Die Splitter konnten durch die Augenhöhle entfernt

werden, wobei gleichzeitig das restliche Auge entnommen wurde.

Nachdem die Augenhöhle verheilt war, bekam ich das erste Kunstauge. So endete die Zeit meines Aufenthalts in den verschiedenen Krankenhäusern.

Zurück zur Truppe

Mein Ersatztruppenteil befand sich in Saarburg/Lothringen, wo ich mich einfinden musste. Gleich in den ersten Tagen nach meiner Krankenhausentlassung traf ich dort, wie bereits berichtet meinen Zugführer, Leutnant Salomon. Wir waren freudig erregt über dieses Wiedersehen.

Während des Aufenthaltes bei meinem Ersatztruppenteil wurden wir zum Wachdienst an den dortigen Brücken, durch die die Wasser des dortigen Kanals über Verkehrswege hinweg geleitet werden, beordert. Hier lief also nicht die Straße über den Kanal, sondern der Kanal über die Straße.

Im Sommer 1944 wurde ich zusammen mit weiteren Kameraden zu einem Genesungsbataillon nach Dänemark abkommandiert. Unser dortiges Domizil war eine Kaserne in der Stadt Naestwed auf der Ostseeinsel Seeland. Der dortige Dienst war leichter Art, es gab keinen Drill wie während der Rekrutenzeit, denn schließlich waren wir ja Genesende.

In der Vorweihnachtszeit forderte man uns auf, Weihnachtsgeschenke für Kinder in Deutschland zu basteln. Als Anreiz sollten die schönsten Exemplare prämiert werden. Ich bastelte daraufhin aus Holz ein ca. 30

cm großes Karussell mit zwei Etagen. Auf der unteren Etage standen Reitpferde und Kutschen, auf der oberen Etage, die man über einen Treppenaufgang erreichte, waren, wenn ich mich noch recht erinnere, Schaukeln aufgestellt. In einem angebauten Kassenhäuschen konnte man mittels einer Kurbel das Karussell zum Drehen bringen. Ein eingebautes Kugellager sorgte für einen reibungslosen Lauf. Das hierzu erforderliche Material beschaffte ich mir in der Schreinerei des Bataillons. Tagelang war ich abends nach Dienstende mit den Bastelarbeiten beschäftigt, sägte, schnitzte und leimte, wobei mir die Stubenkameraden nach meiner Anweisung mit leichten Arbeiten behilflich waren.

Zum festgelegten Zeitpunkt wurden die gefertigten Gegenstände in einer Halle aufgestellt. Es war eine große Anzahl der verschiedensten Arbeiten, die hier bewundert werden konnten.

Nachdem die Preisrichter ihre Entscheidung getroffen hatten, erfolgte die Preisverleihung. Ich erhielt für mein Karussell den 2. Preis. Der 1. Preis ging an den Schreiner des Bataillons.

In Dänemark konnte man zum damaligen Zeitpunkt noch vieles kaufen, was in Deutschland kaum noch zu bekommen war, so z. B. Kaffee, Kakao, Feinseife und dergleichen. Während die meisten meiner Stubenkameraden abends in die Kantine gingen und schlemmten, kaufte ich mit meinem Sold diese Artikel, um sie bei meinem Urlaub, der nach dem Urlaubsplan in Kürze vorgesehen war, mit nach Hause zu nehmen.

Wieder an die Russlandfront

Aber es kam anders als geplant. Anfang Februar 1945 wurden wir völlig unerwartet an die mittlerweile an der Oder verlaufende Front ab-

berufen. Alle privaten Gegenstände mussten nach Hause geschickt werden, somit auch meine beiden, vollbepackten Koffer. Diese kamen auch daheim an, allerdings entleert. Mein Sparen während des Aufenthaltes in Dänemark war somit für die Katz, wie man im Volksmund zu sagen pflegt.

Wir fuhren mit dem Zug bis zum Einschiffhafen. In dem Zug traf ich völlig unerwartet meinen Cousin Josef Bauer, der bei einer Artillerieeinheit diente. Wir freuten uns sehr, waren gleichzeitig aber auch traurig, nicht zusammen bleiben zu können.

Unser Ziel war zunächst Berlin. Als wir nach zwei oder drei Tagen in einer dortigen Kaserne ankamen, begann ein Bombenangriff auf die Stadt. Wir konnten uns in letzter Minute noch in die auf dem Kasernenhof errichteten splitterfreien Gräben begeben.

Die Bomben fielen auch in unserem Bereich massenhaft nieder. Zum Glück hatten wir keine Verluste.

Die Kaserne lag in Westberlin, wir aber mussten in den Osten der Stadt. Da die Straßen nach dem Angriff durch Steinmassen der bombardierten Häuser für eine Marschkolonne unpassierbar waren, bekamen wir den Befehl, uns einzeln nach dem Zielort zu begeben.

Einige Berliner riefen uns zu: „Geht nach Hause, ihr verlängert nur den Krieg“. Wir entgegneten: „Wollt ihr den totalen Krieg?“ – „Ja!...“. So antworteten nämlich die Berliner, als der Minister für Propaganda, Goebbels, ihnen diese Frage stellte.

Am Zielort in Ostberlin nach stundenlangem Marsch angekommen, wurden wir zu einer Kampfeinheit zusammengestellt, wobei man mir wieder die Aufgabe eines MG-Schützens anvertraute.

Nun ging es an die Front, die, wie ich bereits erwähnte, an der Oder verlief. Bei Küstrin war es dem Feind gelungen, die Oder zu überqueren und einen Brückenkopf zu bilden.

Hier sollten wir Stellung beziehen. Da es in diesen Tagen an der Front ziemlich ruhig war, lagen wir nicht ständig in vorderster Stellung, sondern im wöchentlichen Wechsel mit einer anderen Einheit etwa einen Kilometer weiter rückwärts in Reserve, wo wir uns in einem der Häuser des dortigen Ortes, der von den Einwohnern verlassen war, einquartierten.

Die Besitzerin dieses Hauses kam immer mal wieder zurück, um nach dem Rechten zu schauen, zumal sich in dem Stall noch zwei Ziegen befanden, von denen eine trächtig war. Sie war immer sehr froh, uns anzutreffen, weil wir alles in Ordnung hielten, die von mir regelmäßig gemelkten Ziegen versorgten und den Stall ausmisteten. Das gleiche konnte sie von der Gruppe, die im Wechsel mit uns das Haus bewohnte, nicht sagen.

Eines Morgens kam ich in den Stall und sah bei der Ziege ein kleines Zickel. Zufälligerweise kam an diesem Tag auch wieder die Hausbesitzerin. Sie freute sich über den Nachwuchs, stellte aber, wie auch ich schon zuvor, fest, dass die Mutter des Zickels trauerte und vermutete, dass sie noch ein zweites Zickel in sich trägt, das allem Anschein nach aber tot ist.

Bevor sie wieder zurückging bat sie uns, die Ziege zu töten, wenn das 2. Zickel bis morgen den Leib der Mutter nicht verlassen hat, um ihr den qualvollen Todeskampf zu ersparen.

Unsere Befürchtungen bewahrheiteten sich. Wir waren am nächsten Tag entsetzt, die Ziege leidend zu sehen. Da sich niemand bereit fand, die Ziege von ihren Qualen zu befreien, musste ich mich schweren Herzens dazu entschließen. Durch eine schmerzlose Betäubung erlöste ich sie von ihrer Qual, zog das Fell ab, zerlegte das Fleisch in einzelne Portionen, die wir gebraten in den folgenden Tagen verzehrten.

Als ich später darüber nachdachte, konnte ich nicht fassen, dass ich, der wie man sagt, einer Fliege nichts zuleide tun kann, in der Lage war,

diese Ziege zu töten. Ich glaube aber, es wäre schlimmer gewesen, mit ansehen zu müssen, wie die Ziege schreiend vor Schmerzen, den Todeskampf hätte erleiden müssen, denn in ihrem Leib befand sich, wie vermutet, ein totes Zicklein.

Während der Tage, die wir im Hinterland verbrachten, waren wir zeitweise mit dem Ausschachten einer Auffangstellung beschäftigt, in die wir uns zurückziehen konnten, falls die jetzige Frontstellung nicht mehr zu halten war.

Großangriff der Russen und Rückzug

Es war am 14. April 1945, als frühmorgens ein gewaltiges Trommelfeuer einsetzte, das den russischen Großangriff einleitete.

Wir rannten aus unserem Quartier und suchten Schutz in den dahinter ausgeschachteten Gräben. Eine Granate schlug in unmittelbarer Nähe von mir am Rand des Grabens ein, wobei aber niemand zu Schaden kam. Bald aber schon flauten das Trommelfeuer und die Schießerei im Frontbereich allmählich ab, bis schließlich im Verlauf des Vormittags wieder Ruhe eintrat. Da wussten wir, dass dieser erste Angriffsversuch gescheitert war.

Es war aber völlig klar, dass die Russen in kürzester Zeit einen neuen Angriff starten werden. Wir bekamen daher den Befehl, uns bei Anbruch der Dunkelheit in die Frontstellung zu begeben. Dort angekommen, mussten wir in der Nacht die von Granaten und Bomben verwüsteten Schützengräben wieder freischaufeln. Zuvor legten wir unsere Waffen, sowie Koppel und Gasmasken im Keller eines im Stellungsbereich liegenden Bauerngehöftes ab.

Bei diesen Schanzarbeiten wurden wir am frühen Morgen, es dürfte ungefähr 3 Uhr gewesen sein, von dem zweiten Trommelfeuer überrascht.

Ich rannte sofort in den Keller um mein MG und die übrigen abgelegten Sachen zu holen. Durch den Beschuss war aber im Keller das Licht ausgefallen, so dass man sich nicht mehr zurecht fand.

Ich suchte und suchte, fand aber nichts mehr von meiner Ausrüstung. Plötzlich rief einer von oben: „Kommt schnell herauf, der Russe ist schon draußen im Hof“.

Ich rannte nach oben, traf dort meinen MG-Schützen 2, der mit meinem MG die angreifenden Russen unter Feuer nahm, die sich daraufhin wieder verlustreich zurückziehen mussten.

Da der Feind aber links von uns in unsere Stellung einbrechen konnte, mussten wir uns nach rechts zurückziehen um eine bessere Position einzunehmen. Die Aufforderung zum Rückzug erreichte aber nicht den äußersten Posten in unserem Stellungsabschnitt, der dadurch jederzeit in die Hände des Feindes fallen konnte. Es musste also jemand ihn zurückholen.

Ich habe mich niemals freiwillig zu einem Einsatz gemeldet. Da hier aber das Leben eines Kameraden in höchster Gefahr war, zögerte ich nicht, diese Aufgabe zu übernehmen.

Ich ging also sehr vorsichtig und schussbereit entlang des Schützengrabens bis ich ihn ahnungslos auf seinem Posten vorfand.

Mit Schrecken musste ich feststellen, dass er am Bein verwundet war und nicht mehr laufen konnte. Ich nahm ihn daher huckepack und bemühte mich, ihn schnellstens aus der Gefahrensituation zu bringen, was wegen des teilweise verschütteten Stellungsgrabens schwierig und vor allem gefährlich war, da wir beim Übersteigen der Verschüttungen dem Feind eine gute Zielscheibe boten. Aber wir haben es geschafft. Ich war allerdings einerseits total erschöpft, andererseits aber sehr glücklich, dass wir beide diese Aktion heil überstanden hatten.

Es dauerte jedoch nicht lange, da griffen uns, die links von uns in unsere Stellung eingebrochenen Russen erneut an. Sie kamen durch den Stellungsgraben bis auf ca. 15 Meter an uns heran, wo wir den Angriff stoppen konnten. Mein MG 42 hatte, was sehr selten vorkam, Ladehemmung. Ich konnte immer nur einen Schuss abgeben.

Mittlerweile erkannte die Führung, dass diese Frontlinie nicht mehr zu halten war und gab den Befehl, uns bei Anbruch der Dunkelheit in die ca. zwei Kilometer rückwärts gelegene Auffangstellung abzusetzen. Damit aber der Feind uns nicht auf den Fersen folgt, sollten einige Kameraden zurückbleiben und während der Nacht immer wieder Schüsse abgeben, um die Russen in dem Glauben zu lassen, die Stellung sei nach wie vor besetzt.

So wurden von unserem Zug sechs Mann unter Führung des Zugführers, einem Feldwebel, mit dieser Aufgabe betraut. Zu diesen sechs gehörte auch ich.

Wir gaben also die ganze Nacht hindurch an verschiedenen Stellen unseres Frontabschnittes Schüsse ab, bis wir schließlich in der Morgendämmerung den Rückzug antraten.

In unserem Abschnitt endete der Versorgungsgraben, den wir zum Rückzug benutzen konnten. Dieser Graben verlief zunächst unmittelbar links von einem Feldweg, durchquerte dann diesen Weg und setzte sich auf der rechten Seite rückwärts fort.

Wir waren etwa 100 Meter gegangen, als ein mörderisches Trommelfeuer einsetzte, durch das wir gezwungen waren, uns flach in den Graben zu legen. Vorne lag der Zugführer, dahinter ich und hinter mir die anderen vier Kameraden, darunter der Sanitäter. Da die schräg herabfallenden Granaten hier in den Graben einschlagen können, sagte ich zum Zugführer: „Wir können hier nicht liegen bleiben, wir müssen in den Grabenabschnitt, der quer durch den Weg führt“.

Dieser war nur etwa 15 Meter von uns entfernt. Er aber meinte, dass wir bei diesem starken Beschuss jetzt nicht weiter können.

Gleich danach bekamen wir, wie befürchtet, einen Volltreffer, der uns halbwegs verschüttete. Ich befreite mich von dem Sand, der mich fast begrub, ließ mein defektes MG in den Sandmassen zurück und kroch dem Feldweibel nach, der sich nun in den sicheren Grabenabschnitt begab.

Dort stieß er noch einen kurzen Schrei aus und fand den Heldentod, getroffen von einem Granatsplitter. Mit Schrecken stellte ich fest, dass die übrigen vier Kameraden nicht nachkamen. Bevor ich nachschauen konnte, kam unser Sanitäter um die Grabenecke und rief: „Fort, fort, die Russen kommen“. Ich sagte: „Wir können jetzt nicht weiter, wir müssen abwarten bis das Feuer vorverlegt wird“. Er aber erwiderte, „Ich bleib nicht hier, ich habe den Fuß ab“ und hüpfte über mich hinweg. Ich rief ihm nach: „Bleib hier, ich verbinde dich“. Aber er war nicht zu halten und humpelte davon. Was mit seinem Fuß geschehen war, konnte ich nicht erkennen. Ob er durch kam und die Auffangstellung erreichte, mag ich zu bezweifeln, denn die Russen waren bereits rechts von uns durchgebrochen und befanden sich schon vor uns, wie ich bald feststellen musste.

Als das Sperrfeuer vorverlegt wurde, rannte ich so schnell ich konnte entlang des größtenteils durch den starken Beschuss zugeschütteten Versorgungsgrabens weiter. Dieser Graben endete vor einer Holzbrücke, die über einen breiten Bach führte.

Dort angekommen, geriet ich nochmals in einen starken Artilleriebeschuss. Da ich keinen Spaten hatte, weil ich ihn mit den übrigen Ausrüstungsgegenständen im Keller des Bauernhofes zurücklassen musste, grub ich mir mit bloßen Händen in dem sandigen Graben eine Mulde, um auch vom Granatwerferfeuer sicher zu sein, denn diese Granaten fallen senkrecht herab.

Sobald das Feuer nachließ, sprang ich auf, lief auf die Brücke, blieb auf ihr stehen, als eine Gruppe Soldaten mir entgegen kam.

In der Meinung, es seien Kameraden, rief ich ihnen zu: „Wo wollt ihr denn hin, da vorne ist niemand mehr“. Da hob einer von ihnen den Arm, winkte mir zu und rief in gebrochenem Deutsch: „Kamerad komm her!“.

Im gleichen Augenblick erkannte ich an ihren Helmen, dass es russische Soldaten waren.

Was nun tun. Hinter mir die heranrückende russische Armee, vor mir die feindliche Gruppe. Ein Entrinnen schien völlig unmöglich. Ich aber wollte mich nicht so einfach in die Hände des Gegners begeben. Ich machte daher einen Satz über das Brückengeländer in die hohe Böschung des Baches, rannte unter dem Kugelhagel der russischen Soldaten der Böschung entlang, während ich das Zischen der vorbeifliegenden Geschosse vernahm. Dabei kam mir der durch die massenhaften Granat- und Bombeneinschläge verursachte Pulverdampf, der vermutlich in Verbindung mit Nebel nur eine Sichtweite von ca. 50 Meter zuließ, zu Hilfe.

Da ich aber nun parallel zur Front lief, durfte ich nicht in dieser Richtung weiterlaufen. Ich stieg daher die Böschung hinauf, spähte durch das am Böschungsrand verlaufende Gebüsch und setzte, nachdem ich keinen Feind wahrnehmen konnte, den Rückmarsch Richtung Auffangstellung fort.

Weil ich durch unsere Schanzarbeiten an dieser Stellung die dortige Umgebung genau kannte, war ich mir sicher, bald auf eine unserer Batterien zu stoßen.

So tauchten auch bald die vier Geschütze unserer Batterie aus dem Pulvernebel auf. Endlich deutsche Kameraden, dachte ich, musste aber mit Schrecken feststellen, dass sich diese bereits abgesetzt hatten. Ich lief weiter zwischen den im Quadrat aufgestellten Geschützen hindurch.

Ich war genau in der Mitte dieser Geschütze, als es einen fürchterlichen Knall gab, der mich regelrecht zu Boden riss, sodass ich dachte, mich hätte es erwischt. Als ich mich umschaute, sah ich nur noch die Trümmer der vier Geschütze. Sie waren mittels einer Zeitzündschnur gesprengt worden. Wie ein Wunder wurde ich nicht von einem der durch die Luft geflogenen Teile getroffen.

Ich setzte meinen Rückzug fort, immer in der Hoffnung, bald zu meiner Einheit zu gelangen. Da tauchten vor mir zwei Soldaten auf mit einem schweren MG, die in die gleiche Richtung liefen. Das können nur die eigenen Kameraden sein, dachte ich und beschleunigte meinen Lauf um sie einzuholen. Als ich aber näher kam, erkannte ich, dass es sich wieder um Russen handelte, die scheinbar unorientiert durch die Gegend liefen, vermutlich in der Meinung, die eigenen Leute seien ihnen voraus. Dies war bei der verworrenen Situation gar nicht so abwegig.

Ich warf mich rasch zu Boden, um nicht von ihnen bemerkt zu werden, falls sie einmal nach rückwärts schauten, denn ich hatte ja keine Waffe und somit auch keine Möglichkeit, mich zu verteidigen.

Sekunden später wurden beide durch eine Granate tödlich getroffen. Ich rannte sofort weiter in Richtung Auffangstellung.

Bald darauf wurde ich erneut in Angst und Schrecken versetzt, als ich nämlich hinter mir Motorengeräusche von Panzern hörte, die immer näher kamen. Ich hatte keine Möglichkeit mich zu verstecken. Notfalls hätte ich mich tot stellen müssen und dabei hoffen, dass sie an mir vorüber fahren würden.

Weder ich konnte sie sehen, noch sie mich, da Nebel vermengt mit Pulverdampf hier nur eine Sichtweite von ca. 70 Meter zuließen. Ich rannte daher so schnell ich konnte, immer wieder zurückschauend um festzustellen, wann sie aus dem Nebel hervorkommen.

Plötzlich tauchten vor mir Häuser auf. Das ist die Rettung, frohlockte ich, erschrak aber gleichzeitig, als ich neben einem dieser Häuser einen Soldaten sah. Da ich nicht feststellen konnte, ob es Freund oder Feind ist, versuchte ich, rechts an ihm vorbei zu laufen. Er aber winkte mir zu und ich sah, dass es ein deutscher Offizier war. Ich lief zu ihm hin und sagte: „Hinter mir kommen Panzer“, worauf er erwiderte: „Ich höre sie schon die ganze Zeit, aber wir können jetzt nicht weiter, wir müssen sie vorbeifahren lassen“.

Es dauerte nicht lange, da kamen sie aus dem Dunst hervor und fuhren rechts von uns vorüber. Es waren keine russischen Panzer, sondern drei deutsche Sturmgeschütze. So hatte ich wiederholt das Glück, heil aus dieser schier aussichtslosen Situation herauszukommen. Nun machten wir uns gemeinsam auf den weiteren Rückmarsch.

Bald tauchte vor uns auf einem Hügel eine große Windmühle auf, die von den dortigen Bauern als Getreidemühle genutzt wurde. Wir gingen den flachen Hügel hinauf und sahen, als wir oben ankamen, in etwa 200 Meter Entfernung unsere Auffangstellung, die in dem dortigen Abschnitt von eigenen Kameraden besetzt war. Etwa 20 Meter vor diesem Stellungsgraben floss ein breiter Bach über den eine Steinbrücke führte, so dass wir ohne nasse Füße hinüber gelangten.

Vor Freude, endlich meine Kameraden wieder zu treffen, begab ich mich in den Stellungsgraben. Leider traf ich hier keinen meiner alten Kameraden, sondern nur auf fremde Gesichter. Ich war sehr traurig und konnte es nicht fassen, wo sie verblieben sind. Nur einmal habe ich auf dem weiteren Rückzug einen meiner alten Kameraden wiedergetroffen.

Da ich keine Waffe hatte, hat man mir eine Panzerfaust in die Hand gedrückt.

Wir saßen in der Stellung und wussten nicht, was wir tun sollten. Die anwesenden Führungskräfte waren sich nicht einig. Keinesfalls aber konnten wir hier bleiben, denn der Russe saß rechts von uns schon in unserer Stellung und versuchte uns von dort zu attackieren. Einmal versuchte er durch Umgehung eines im Stellungsbereich liegenden Gehöftes, uns in den Rücken zu fallen. Da habe ich meine Panzerfaust eingesetzt, worauf er sich zurückzog und auch nicht mehr angriff.

Für uns gab es nur eine Möglichkeit dem Feind zu entkommen und die hieß: Rückzug.

Bevor aber die Offiziere, die die Führung übernommen hatten, eine Entscheidung trafen, bestimmte das Schicksal den weiteren Verlauf. Denn plötzlich tauchten schwere russische Panzer, vermutlich die neuesten Stalinpanzer auf, die über den Hügel an der Windmühle vorbei auf uns zurollten. Anscheinend verunsichert durch den breiten Bach in dem tiefen Bachbett, den sie nicht überwinden konnten, blieben sie stehen. Es waren fünf oder sechs an der Zahl. Sie sahen zwar die Brücke, waren aber vermutlich unsicher, ob an ihr eine Sprengladung angebracht ist.

So standen sie etwa eine Viertelstunde, schossen ab und zu eine Granate auf unsere Stellung, die uns jedoch nichts anhaben konnte, da wir im Graben lagen.

Nun waren wir uns darüber klar, dass für uns nur noch entweder Tod oder Gefangenschaft infrage kommen konnte, denn ein Weglaufen bedeutete den sicheren Tod. Nur noch ein Wunder konnte uns aus dieser aussichtslosen Situation retten. Und dieses Wunder geschah wie folgt:

Ich hörte auf einmal Motorengeräusch, schaute schnell mal über den Grabenrand und sah, wie der ganz rechts stehende vordere Panzer sich

drehte und in Richtung Brücke fuhr, die sich weiter links befand. Er ist jedoch kaum 20 Meter gefahren, als es einen fürchterlichen Knall gab und ich sah, wie dieser Panzer in Flammen stand. Wie war so was möglich? Was nun geschah, ist für mich unerklärlich. Die übrigen Panzer schalteten den Rückwärtsgang ein, fuhren den Hügel hinauf und verschwanden schließlich hinter dem Hügel, wo man sie nicht mehr sehen konnte. Vermutlich saß in dem getroffenen Panzer der Kommandeur dieser Panzergruppe, sodass jetzt niemand wusste, wie es weitergehen soll und man sich daher zunächst in Deckung begab.

Nun war von uns niemand mehr zu halten. Ohne Rücksicht auf die Meinung der Führung stiegen wir aus der Stellung und rannten so schnell wir konnten auf das etwa 200 Meter entfernte Gehöft zu. Dieses Gehöft war, wie auch die anderen verstreut gelegenen Bauernhöfe in diesem ostdeutschen Gebiet mit einer hohen Mauer umgeben. Entlang der Mauer wuchsen im Innenbereich Sträucher und Bäume.

Als wir dort ankamen erkannten wir die Lösung des Rätsels. Denn hinter dieser Mauer stand, gut getarnt im Gebüsch, eines der drei Sturmgeschütze, die auf unserem Rückmarsch an uns vorbeifuhren und die wir zunächst für russische Panzer hielten.

Diese Sturmgeschütze haben nur eine Kanone von 3,5 cm Rohrdurchmesser, d. h., deren Granaten prallen an diesen schweren Panzern wie Knallerbsen ab. Als aber der Panzer sich drehte und seine Flanke zeigte, erhielt er einen gezielten Schuss an die Stelle, wo sich der Tank befindet und wo er verwundbar ist. Daher die Explosion und das gigantische Flammenmeer.

Das Sturmgeschütz, das uns die Rettung brachte, setzte seinen Rückzug fort und wir folgten ihm.

Zu diesem Zeitpunkt herrschte im Frontbereich, sofern man noch von einem solchen sprechen kann, ein völliges Chaos. Der Feind, der uns

auf den Fersen folgte, attackierte uns ständig, sodass ein Rückzugsgefecht das andere ablöste. Das Schlimmste für mich war der Hunger. Da ich keiner Einheit mehr angehörte, erhielt ich auch keine Verpflegung. Wo auch immer ich um etwas Essen bat, verwies man mich an meine Einheit, die es nicht mehr gab, mit der Begründung: „Wir haben nicht genug für unsere Leute“.

Ich weiß heute nicht mehr, wie es mir immer wieder gelang, etwas Essbares zu erhalten, das mich im wahrsten Sinne des Wortes vor dem Verhungern bewahrte.

Der Rückzug nach Berlin war derart chaotisch, dass ich nicht in der Lage bin, den Verlauf folgerichtig zu schildern.

Viele Kameraden waren wie auch ich Versprengte, die sich einfach einer Kampfgruppe anschlossen. So gelangten wir schließlich nach tagelangen Hinhaltegefechten in die Vororte von Berlin. Dort hatte ich eine Begegnung, die mir ewig in Erinnerung bleiben wird.

In einer notdürftig errichteten Stellung saßen lauter „Hitlerjungen“ im Alter von etwa 14 bis 16 Jahren, die mit einem nicht zu fassenden Kampfgeist den Russen aufhalten wollten. Ich ging völlig ausgehungert auf sie zu und fragte sie, ob sie etwas zu essen für mich hätten. Ohne zu zögern nahmen sie das ihnen zugeteilte Brot, bestrichen einige Schnitte mit Marmelade und gaben sie mir. Ich wusste vor Dankbarkeit nicht was ich sagen sollte.

Ich versuchte sie zu überzeugen, dass ihr Einsatz völlig sinnlos sei, da die uns zahlenmäßig und waffenmäßig weit überlegenen Russen nicht mehr aufzuhalten seien. Aber sie waren leider nicht davon zu überzeugen und wollten kämpfen.

Straßen- und Häuserkampf in Berlin

In Berlin versuchte man wieder etwas Ordnung in die Truppe zu bringen. So wurden die versprengten Soldaten erneut zu Kampfeinheiten zusammengestellt. Nur war der Kampfeinsatz völlig anders als bisher, denn er bestand ausschließlich aus Häuserkampf, wobei eine ganz andere Taktik angewandt werden musste.

Meine Kampfeinheit erhielt den Befehl, eine andere von den Russen eingeschlossene Einheit zu befreien, was uns auch gelang. Aber Berlin zu verteidigen war eine Utopie, zumal der Gegner uns in jeder Hinsicht überlegen war und insbesondere seine Artillerie und Panzer einsetzte, die die Stadt in ein Trümmerfeld schossen. So zogen wir uns von Straße zu Straße, von Haus zu Haus immer weiter zurück. Um die in den Straßen vorrückenden Panzer aufzuhalten und zu bekämpfen, wurde ein Panzerjagdkommando gebildet, dem auch ich angehörte. Ausgerüstet mit Panzerfäusten sollten wir die in den Straßen vorrückenden Panzer bekämpfen.

Schließlich erkannten wir, dass all diese Vorhaben sinnlos waren da es nur eine sinnvolle Möglichkeit gab, heil aus diesem Chaos herauszukommen, nämlich Berlin so schnell als möglich zu verlassen und zu versuchen, zu den Amerikanern zu gelangen, die inzwischen die Elbe erreicht hatten. Wir vom Panzerjagdkommando verschossen daher unsere Panzerfäuste im Häuserkampf und machten uns auf den Rückzug. Dabei mussten wir durch Spandau, das völlig in Trümmern lag und lichterloh brannte.

Doch der Feind hatte Spandau schon eingenommen, sodass wir uns von Haus zu Haus, von Straße zu Straße durchkämpfen mussten. So kann ich mich erinnern, dass ich einmal in einem Innenhof stand, als plötzlich in einem der oberen Stockwerke ein russischer Schütze an

einem Fenster erschien. Ich konnte noch in letzter Minute in Deckung gehen.

Schließlich gelangten wir an eine Kreuzung, auf der in kurzen Abständen Granaten einschlugen. Vermutlich wurden sie abgefeuert von einem Panzer oder einem Geschütz, das in der Nebenstraße stand. Wir mussten über die Kreuzung hinweg. Man beschloss daher, dass wir dicht an die Kreuzung herankriechen und nach dem Einschlag einer Granate sofort über die Kreuzung hinwegspringen und in Deckung gehen. So sprangen wir nach dem Einschlag der Granate auf, ich aber stolperte, fiel hin, wollte weiter springen, sah aber dass es zu spät war um jetzt noch rechtzeitig über die Kreuzung zu kommen, blieb daher liegen um die nächste Möglichkeit abzuwarten.

Da geschah das Unfassbare. Anscheinend stand in der Nebenstraße ein zweites Geschütz oder ein weiterer Panzer, denn unverzüglich nach der ersten Granate schlug eine zweite Granate ein, die meine Kameraden, die sich noch mitten auf der Kreuzung befanden, traf. Ich war so schockiert, dass ich nicht sagen kann, wieviel meiner Kameraden tödlich getroffen bzw. verwundet wurden.

Nun wagte ich es nicht mehr an dieser Stelle über die Kreuzung zu laufen. Schließlich gelang es mir an anderer Stelle, die Straße zu überqueren, sodass ich diesmal alleine meinen Rückmarsch fortsetzen musste.

So gelangte ich an den Güterbahnhof, wo ich zwischen den dort stehenden Güterzügen ungehindert weiterlaufen konnte. Danach kam ich an einen ca. 5 Meter hohen Bahndamm, an dem ich seitlich entlanglief, als plötzlich ca. 15 Meter vor mir von der anderen Seite her über den Damm ein Russe auftauchte. Als er mich sah, riss er die Maschinenpistole hoch und gab einen Feuerstoß auf mich ab.

Ich sah, wie die im Sand aufspritzenden Kugeln mir zwischen den Beinen einschlugen ohne mich zu treffen. Ich schoss mit meiner Maschi-

nenpistole sofort zurück, wonach er wieder hinter dem Damm verschwand. Ich sah ihn dann nicht mehr.

Später verließ ich den Damm und lief über freies Gelände auf einen Stellungsgraben zu, der vor mir endete. Ich sprang an dieser Stelle in den Graben und merkte dabei, dass ich über einen Kameraden hinweg gesprungen bin, der am Ende des Grabens saß.

Ich drehte mich um und was ich sah war so grauenvoll, dass mir heute noch das Grauen kommt, wenn ich daran denke.

Dort saß ein junger Kamerad, dessen beide Beine im Oberschenkelbereich nur noch an den Sehnen hingen. Im Moment konnte ich nicht sprechen, dann sagte ich: „Kann ich irgendwie helfen?“ Er aber erwiderte: „Mir ist nicht mehr zu helfen, sieh zu, dass du weiterkommst, sonst erwischt dich der Russe“.

Ich hatte nicht die geringste Möglichkeit, ihm zu helfen. Er drängte mich weiterzugehen und ich musste ihn schweren Herzens seinem Schicksal überlassen. Durch den hohen Blutverlust stand er kurz vor dem Heldentod.

Den ganzen Tag sah ich nur dieses schreckliche Bild vor mir und kann es heute noch nicht fassen, wie ich dies damals verkraften konnte. Aber schließlich habe ich während meines Fronteinsatzes ähnliche Erlebnisse gehabt.

Rückmarsch bzw. Flucht

Nach und nach traf ich weitere Kameraden, die sich auf dem Rückmarsch befanden, sodass unsere Gruppe innerhalb einiger Tage auf ca. 50 Mann angewachsen ist, darunter auch einige Offiziere, die die Führung übernahmen.

Wir versuchten möglichst unentdeckt voranzukommen, wobei wir so weit als möglich, die Wälder nutzten, denn der Feind hatte dieses Gebiet längst besetzt.

Sobald wir in die Nähe von Häusern kamen, sind uns weinende Frauen, die von den Russen vergewaltigt wurden, entgegengekommen. Wo aber kein Wald vorhanden war, mussten wir ohne Deckung weiter marschieren.

Was uns am meisten zu schaffen machte, war der Hunger und der Durst, denn wir bekamen ja keine Verpflegung mehr und fanden auch keine Wasserquelle, wo wir unseren Durst hätten stillen können.

Bei unserem Marsch durch ein sumpfiges Wiesengelände haben einige Kameraden mit dem Absatz Löcher in den Boden getreten und das in diese Löcher einsickernde Wasser getrunken, was ich wegen der großen Seuchengefahr nicht fertig brachte. Viele bekamen, wie sich später herausstellte, die Ruhr.

Als wir schließlich an einen Ziehbrunnen kamen, haben sich die meisten Kameraden mit Wasser versorgt. Auch hier getraute ich nicht zu trinken, weil ich befürchtete, das Brunnenwasser könnte vergiftet sein. Dies war im Krieg gar nicht so abwegig. Dem Verdursten sehr nahe gelangten wir einige Kilometer weiter erneut an einen Brunnen.

Diesmal musste ich Wasser trinken, sonst wäre ich vor Durst zusammengebrochen. Ich hatte auch keine Bedenken mehr, da das Wasser vom vorherigen Brunnen keinem der Trinkenden geschadet hatte.

Eines Tages kamen wir über eine Straße, als uns ein LKW entgegen kam. Wir stoppten ihn, öffneten die Fahrertür und sahen, dass der Fahrer ein Russe war. Während man versuchte ihn auszufragen, kam ein SS-Mann, der sich uns angeschlossen hatte, herbei, zog seine Pistole und wollte ihn erschießen. In letzter Sekunde konnte einer von uns ihn daran hindern. Und das war unser Glück, wie sich später herausstellte.

Wir nahmen den Russen als Gefangenen mit und setzten unseren Rückzug fort. Da wir von den langen Märschen ohne Schlaf sehr müde waren, entschloss man sich zu einer Rast. Wir begaben uns in ein nahe gelegenes Waldstück, um nicht gesehen zu werden.

Die Gefangennahme

Aber die Russen hatten uns mittlerweile erspäht und ehe wir etwas bemerkten, waren wir von ihnen eingeschlossen. Ein Versuch zu entkommen war völlig aussichtslos, sodass uns nichts übrig blieb, als uns zu ergeben.

Der von uns gefangene Russe hat seinen Kameraden berichtet, dass ein SS-Mann ihn erschießen wollte, was aber von uns vereitelt worden sei. Man suchte nach dem Übeltäter, fand ihn aber nicht. Vermutlich ist es ihm gelungen sich abzusetzen. Wäre der Russe von dem SS-Mann getötet worden, dann hätten seine Kameraden ihn sicher gerächt und vermutlich einige von uns erschossen.

Man hat uns zunächst in einer Scheune des nahegelegenen Ortes eingesperrt. Danach traten wir den Marsch in die Gefangenenlager an, der uns wieder an den gleichen Ort, von dem aus wir beim Großangriff der Russen den Rückzug angetreten hatten, nämlich an die Oder, zurückführte. Zunächst bekamen wir nichts zu essen. Die Russen wussten nicht, wo sie das Essen für die vielen Gefangenen hernehmen sollten. Immer wieder sind Kameraden bei diesen Rückmärschen erschöpft liegen geblieben. Dann blieb einer der Wachposten zurück und erschoss ihn, als wir weiter weg waren. Wir hörten die Schüsse und waren über dieses unbarmherzige Gebaren der Wachposten entsetzt, mit der Wut im Bauch, nichts dagegen tun zu können.

Als wir nach einem Tagesmarsch in einem Ort übernachteten, fanden wir in einem der Häuser Kartoffel im Keller. Wir nahmen uns welche und wollten sie im offenen Holzfeuer rösten, was die meisten auch taten. Bevor ich dazu kam, war ich vor Erschöpfung eingeschlafen und musste ohne etwas gegessen zu haben am nächsten Tag weiterlaufen.

In der dortigen Gegend hatten die Bauern den Teil ihrer Rübenernte, den sie in ihrem Keller nicht mehr unterbringen konnten auf dem Rübefeld zu einem Haufen aufgeschüttet, diesen zunächst mit Stroh abgedeckt und danach mit einer dicken Schicht Erdreich bedeckt. So konnten sie schadlos überwintern. Ich kannte diese Art von Mieten, wie man sie nannte, da auch wir zu Hause manchmal so verfahren mussten.

Als wir an einer solchen Miete vorbeikamen, sprangen ich und einige Kameraden, ohne auf die Warnschüsse der Wachposten zu achten, zu dieser Miete, buddelten mit den Händen an einer Stelle das Erdreich weg und nahmen uns eine Rübe, die wir auf dem weiteren Marsch mit „Dreck und Speck“, wie man so sagt, verzehrten.

Wenn man am Verhungern ist, riskiert man alles. Zum Glück wurden uns die Rüben nicht abgenommen, zumal es streng verboten war, die Marschkolonnen zu verlassen.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Tage wir marschiert waren, als wir an eine Sammelstelle für Gefangene kamen. Auf einem Wiesengelände am Rande einer Ortschaft waren Hunderte von Gefangenen zusammengeführt worden. Die Russen hatten hier eine Anzahl großer Wasserkessel in einer Reihe aufgestellt um uns erstmalig zu verpflegen. Es wurde ausgerufen, dass sich Köche für die Essenszubereitung melden sollen. Da dachte ich, dass dies die beste Gelegenheit sei, am schnell-

ten etwas zu essen zu bekommen, denn der Hunger war mit Worten nicht zu beschreiben.

So gab ich mich als Koch aus und wurde an einem dieser Kessel eingesetzt. Da jedem Kessel zwei Köche zugeordnet wurden, erhielt ich noch einen zweiten Mann. Allerdings hatte ich das Pech, dass dieser auch kein Koch war.

Jeder Kessel erhielt die nötigen Zutaten. Dies waren, wenn ich mich recht erinnere, unter anderem Hülsenfrüchte und Graupen. Dazu kam ein Batzen Fleisch, mit dem wir den Eintopf zubereiten sollten. Damit ich, da ich ja keine Kochkenntnisse besaß, nichts falsch machte, orientierte ich mich immer an dem, was die Köche am Nachbarkessel taten. Als diese das bemerkten, waren sie erbost, dass ich es wagte, mich als Koch auszugeben, wo ich doch vom Kochen keine Ahnung hatte. Obwohl sie sich dadurch in ihrer Ehre verletzt fühlten, haben sie mich nicht verraten.

Jedenfalls gelang es uns beiden einen guten, geschmackvollen Eintopf zu bereiten, den ich anschließend an die Kameraden ausgab.

Da die etwa 8 bis 10 Kessel nicht ausreichten, die große Zahl der hier versammelten Gefangenen zu versorgen, mussten die Kessel noch ein zweites und drittes Mal gefüllt werden. Mein Kamerad und ich kochten noch den zweiten Eintopf, gaben ihn an die Kameraden aus und verschwanden, nachdem wir endlich einmal satt geworden sind. Ich hörte nur noch den Ausruf: „Der Koch von Kessel 2 soll sich melden“, und dachte, dem Koch von Kessel 2 könnt ihr mal den Buckel runter rutschen. Es hat ihn sowieso nicht gegeben, denn ich bin ja schließlich kein Koch, sondern wenn man so will, ein Hochstapler.

Im Gefangenenlager

Am 8. Mai 1945 zogen wir weiter und erreichten nach einem 26-Kilometer-Marsch Bechlin. Am darauffolgenden Tag marschierten wir über Ruppin nach Grieben, wo ich unter Fieber, Ausschlag und Kopfschmerzen zu leiden hatte. Erst danach erreichten wir das erste Lager in Biesenthal. Dort konnten wir bis zum 21. Mai 1945 verbleiben.

Das Essen war sehr bescheiden. Neben einem Eintopf erhielten wir pro Tag unterschiedlich große Brotrationen, nämlich ein Brot das zwischen vier, sechs, acht einmal sogar zwölf Mann geteilt werden musste. Es war aus Haferteig gebacken, weshalb es beim Verteilen völlig auseinander bröckelte. Wir mussten daher beim Aufteilen unsere Taschentücher hinhalten, die nicht immer ganz sauber waren. Aber es gab leider keine andere Möglichkeit und es ging so kein Brotkrümel verloren.

Am 22. Mai 1945 zogen wir dann von Biesenthal über Grüntal bis nach Brunnow. Dort mussten wir trotz Regenwetter im Freien übernachten. Schließlich erreichten wir am darauffolgenden Tag unser zweites Lager in Wriezen, wo wir bis zum 27. Juni 1945 verblieben.

Während dieser Zeit wurden wir dreimal entlaust. Dies war auch bitter nötig, denn ich war jeden Abend stundenlang damit beschäftigt, die lästigen Kleiderläuse unschädlich zu machen. Auch war in dem Lager die Verpflegung wesentlich besser. Wir erhielten täglich ein Kochgeschirr voll Graupensuppe, manchmal auch Erbsensuppe, die immerhin ziemlich steif waren und somit besser sättigten. Auch die Brotrationen wurden erhöht. Da die Ärzte feststellten, dass etliche Kameraden an der Ruhr erkrankt waren, hat man innerhalb des Lagers eine Isolierstation eingerichtet, in die die Betroffenen eingewiesen wurden. Bei mir hat man einen Verdacht auf Ruhr prognostiziert, weshalb auch ich in diese Station musste. Später stellte sich jedoch heraus, dass dieser Verdacht unbegründet war.

Eines Tages kam ein deutscher Arzt zu uns und sagte, er sei in der Küche gewesen und habe gesehen, dass man verdorbene Leberwurst bei der Essenszubereitung verwendet hat. Er empfahl uns, wenn möglich auf die heutige Mahlzeit zu verzichten. Das war für uns insofern schlimm, als wir ohnehin von dem Essen nie satt wurden und der Hunger dadurch immer sehr groß war.

Ich dachte mir: „Nimm dir eine Portion, koste sie und wenn du nichts Schlechtes schmeckst, dann esse sie etappenweise, wobei du immer aufhören kannst, sollte es dir schlecht werden“. So aß ich die Suppe ohne die geringste Übelkeit zu verspüren und fasste auch gleich einen zweiten Schlag nach. Dies war nur möglich, weil einige Kameraden auf ihr Essen aus Angst, krank zu werden, verzichteten. So konnte ich endlich einmal wieder satt werden.

Nachts hörten wir immer wieder Frauen schreien, die von den Russen vergewaltigt wurden.

Schließlich wurde dieses Lager aufgegeben und wir zogen am 28. Juni 1945 in ein großes Lager in der Stadt Küstrin, die auf der rechten Uferseite der Oder liegt. Wir lagen damals während der Kämpfe auf der linken Uferseite an dem von den Russen gebildeten Brückenkopf gegenüber Küstrin in Stellung.

Während der Lagerzeit waren wir dort mit dem Abbau von Betriebsanlagen, hauptsächlich Maschinen, die nach Russland verfrachtet wurden, beschäftigt.

Ich erinnere mich, dass man auf einem großen Platz innerhalb des Lagers, es muss ein Spielfeld gewesen sein, eine große Plakatwand aufgestellt hatte, wo man uns die schrecklichen Bilder der Konzentrationslager vor Augen führte. Obwohl ich damals erkannt habe, was das Nazisystem Ungutes angerichtet hat, wollte ich nicht so recht glauben, dass diese grauenhaften Bilder echt sind. Vielmehr hielt ich sie für Propaganda der Russen.

Die Freilassung

Anfang Juli 1945 wurde im Lager bekannt gemacht, dass alle Kranken entlassen werden sollen. Wer glaubt krank zu sein, solle sich daher am Morgen des nächsten Tages zu genannter Zeit auf dem innerhalb des Lagers gelegenen großen Platz einfinden.

Ich dachte, da gehörst du nicht dazu, denn du bist ja nicht krank. Da kam ein Kamerad aus der Pfalz, der wie ich ein Auge verloren hatte, zu mir und sagte: „Da melden wir uns“. Ich lachte und erwiderte: „Wir haben doch keine Chance, entlassen zu werden, denn der Verlust eines Auges ist doch keine Krankheit“. Er war aber fest entschlossen, sich zu melden und sagte: „Wenn es nicht klappt, dann hab ich eben Pech gehabt, aber versuchen will ich es“.

Jetzt war ich in einer schwierigen Situation, denn wenn er tatsächlich durchkommt, habe ich eine Chance verpasst, die vielleicht nie mehr kommt. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich auch zu melden.

Wir fanden uns also am nächsten Morgen an der uns genannten Stelle ein. Auf dem besagten Platz war eine große Bühne errichtet, auf der die aus drei Ärzten bestehende Untersuchungskommission saß.

Wir mussten uns völlig ausziehen und in drei Reihen vor der Bühne aufstellen. Dann begann die Untersuchung. Jeder von uns erhielt einen Zettel, den er dem betreffenden Arzt überreichen musste. Wenn der Arzt dieses Schriftstück unterschrieb, war die Entlassung besiegelt. Wirft er dagegen das Papier in den Papierkorb, war nicht nur der Traum von einer Entlassung geplatzt, sondern die hatte insofern noch schlimme Folgen, als die Betroffenen von einem Wachposten danach mit einer Peitsche verprügelt wurden, weil sie es wagten, sich als Kranke auszugeben, obwohl sie nicht krank sind. Dabei hatten die Ärzte gar nicht die Möglichkeit, bestimmte Krankheiten zu erkennen, was

man schließlich nur durch weitergehende Untersuchungen hätte feststellen können. Mir war daher angst und bange, dass es mir auch so ergehen könnte.

Mein Pfälzer Kamerad hatte sich in die erste der drei Reihen begeben. Ich stellte mich einige Mann hinter ihm in der gleichen Reihe auf.

Nun kann man sich vorstellen, wie mir das Herz klopfte, als er die Bühne hinaufstieg und vor den Arzt trat. Während ich in der Reihe stand und das Geschehen auf der Bühne beobachtete, konnte ich feststellen, dass der für unsere Reihe zuständige Arzt, viel seltener einen Untersuchten durchfallen ließ, als die anderen beiden Ärzte, was mich etwas beruhigte. Große Hoffnung schöpfte ich dann allerdings, als ich sah, dass mein Kamerad aus der Pfalz mit unterschriebenem Schriftstück die Bühne verließ.

Als ich an die Reihe kam, frug mich der Arzt, was mir fehle. Ich wies auf mein fehlendes Auge hin und zeigte ihm meine Füße, die infolge der mangelnden Ernährung mit Wasser dick angeschwollen waren. Dies reichte aus, um meine Entlassung zu genehmigen.

Aufgrund der von mir gemachten Beobachtung bin ich überzeugt, dass die beiden anderen Ärzte mich hätten durchfallen lassen.

Als ich mit dem unterschriebenen Schriftstück die Bühne verließ, befand ich mich in einem glückseligen Zustand, den ich zu schildern nicht in der Lage bin. Zu verdanken habe ich dies in erster Linie meinem pfälzischen Kameraden, denn ohne ihn hätte ich mich nicht als Kranker gemeldet. Nun konnte für uns die Heimreise, die zu einer regelrechten Odyssee wurde, beginnen.

Die Heimreise

Am darauf folgenden Tage verließen wir unter den Klängen einer Musikkapelle das Lager, nachdem uns zuvor der Entlassungsschein ausgehändigt worden war. Dieser Schein war ein handgeschriebener, aus einem Schulheft herausgeschnittener schmaler Zettel mit einem großen Siegel darauf.

Wir gingen über die Oderbrücke und schlugen die Straße Richtung Berlin ein. Wir waren eine kleine Gruppe, darunter auch mein Kamerad aus der Pfalz.

Nachdem wir den ganzen Tag flott drauflos marschiert waren, kamen wir gegen Abend kurz vor Dunkelheit zu dem Ort Seeloff. Da sagte ich zu den anderen: „Wir können nicht weitergehen, denn bald beginnt die Sperrzeit, dann darf sich niemand mehr auf der Straße blicken lassen und wir wissen nicht, wie weit es bis zur nächsten Ortschaft ist“.

Am Ortsende, wo wir rasteten, hielten vier russischen Lastkraftwagen, beladen mit Kühen, die anscheinend zu einem Schlachthof gebracht werden sollten. Da kam einer der russischen Fahrer zu uns und fragte, wo wir hinwollen. Wir sagten: „Nach Berlin“. Er führte uns daraufhin von Wagen zu Wagen, schaute jeweils nach, wie viel Platz zwischen den ziemlich dicht gedrängt stehenden Kühen noch vorhanden war, und ließ je nach dem, einen, zwei oder drei Kameraden zusteigen. Schließlich blieben ich, mein pfälzer Kamerad und soweit ich mich erinnern kann, noch zwei weitere Kameraden übrig, für die nach Ansicht des Fahrers kein Platz mehr vorhanden war.

Als er weg war, sagte ich zu den anderen: „Wir warten hier, bis sie weiterfahren, springen dann, sobald der erste LKW anfährt, auf den letzten Wagen auf. Dies taten wir und fuhren eingequetscht zwischen dem Schlachtvieh die ganze Nacht hindurch bis nach Berlin-Köbenik, wo wir in der Morgendämmerung ankamen.“

Als die Lastwagen einmal anhalten mussten, vermutlich wegen einer roten Apfel, sprangen wir ab und verschwanden in den an der dortigen Stelle gelegenen Park, wo wir uns unter Sträuchern versteckten, denn die Sperrzeit war noch nicht vorbei. Ich glaube mich erinnern zu können, dass wir unter diesen Sträuchern eingeschlafen waren.

Nachdem es dann hell geworden und die Sperrfrist beendet war, machten wir uns auf den Weg Richtung Bahnhof, denn wir versuchten mit der Bahn ein Stück weiter zu kommen, obwohl wir nicht wussten, wie dies möglich sein könnte, da wir ja kein Geld hatten. So gingen mein Kamerad aus der Pfalz und ich im Bahnhof zu einer Sperre, sagten dem dortigen Kontrolleur, dass wir aus russischer Gefangenschaft entlassen wurden und uns auf dem Weg in die Heimat befänden, aber kein Geld hätten.

Der Kontrolleur zögerte nicht lange, griff in die in seinem Kontrollhäuschen stehende Schuhschachtel, die seine Kasse darstellte und gab jedem von uns eine Handvoll Münzgeld. Dann ließ er uns durch die Sperre und wünschte uns noch eine gute Heimreise.

Wir konnten einen Zug nehmen, der uns bis zu einem Ort, wenige Kilometer vor der Elbe bei Magdeburg, brachte. Wenn ich meinen Aufzeichnungen glauben schenken kann, so hieß dieser Ort Biederitz. Dort war allerdings Endstation, weil die Russen hier eine Sperre errichtet hatten.

Ein kleines Flüsschen, das hier parallel zur Elbe an diesem Ort vorbeifloss, bildete die Grenze und durfte somit nicht überschritten werden.

Wir waren unsicher, da wir nicht wussten, inwieweit unsere Entlassungsscheine zum Übergang berechtigten und blieben daher zunächst in diesem Ort, wo wir von einer Familie zum Essen eingeladen wurden. Doch kurz darauf erfuhren wir von einem der Dorfbewohner, dass

etwa einen Kilometer flussabwärts eine Brücke über dieses Flüsschen führte. Dort stände zwar ein Wachposten, der aber, wie er feststellen konnte, nicht ständig anwesend sei. Wenn wir Glück hätten, könnten wir dort die Sperrzone verlassen.

Was riskiert man nicht alles, um nach Hause zu kommen. So beschlossen mein Weggefährte und ich, das Wagnis zu unternehmen und zogen auf einem Weg entlang des Flüsschens Richtung Brücke. Als wir ihr näher kamen, sahen wir, dass dort jemand stand. Das konnte unseres Erachtens nach nur der Wachposten sein.

Wir überlegten kurz, was wir nun tun sollten. Ich machte den Vorschlag, weiterzugehen, denn eine Umkehr wäre verdächtig gewesen. Allerdings sollten wir nicht versuchen über die Brücke zu gehen, sondern an ihr vorbeilaufen, um festzustellen, wie sich dann der Posten verhält. Der Posten behielt uns ständig im Auge.

Als wir aber an der Brücke vorbei gingen, rief er uns an und forderte uns durch Gesten auf, zu ihm zu kommen. Wir gingen auf ihn zu, zeigten ihm unsere Entlassungsscheine, wobei wir befürchten mussten, dass er uns diese nicht mehr zurückgibt, denn die Russen waren oft unberechenbar. Aber wir hatten jetzt keine andere Wahl.

Der Posten brauchte lange um die wenigen handgeschriebenen Worte zu lesen. Er las wie ein Erstklässer. Danach gab er uns die Entlassungsscheine zurück. Wir konnten es kaum fassen, wussten aber nicht, wie wir uns jetzt verhalten sollten, denn der Posten musste annehmen, dass wir den zuvor eingeschlagenen Weg an der Brücke vorbei weitergehen wollen.

Er merkte unsere Unsicherheit und frug uns „Wohin“. Da setzte ich alles auf eine Karte und sagte: „Nach Magdeburg“, das auf der anderen Uferseite der Elbe gelegen war, etwa zwei Kilometer von unserem jetzigen Standort entfernt.

Da zeigte er zu unserem Erstaunen in Richtung Magdeburg. Wir gingen über die Brücke, wobei ich mich wiederholt umschaute, weil ich nicht sicher war, ob dies vielleicht eine Falle ist und er uns wegen Grenzverletzung erschießt. Wir wurden immer schneller und konnten kaum erwarten bis wir außer Reichweite waren.

Zunächst kamen wir in einen Wald, der sich entlang der Elbe hinzog. Dann erreichten wir die Elbe. Vergebens suchten wir am Ufer nach einem Kahn, denn wir wollten nach Möglichkeit nicht die Brücke benutzen, die flussaufwärts, etwa 500 Meter von uns entfernt über die Elbe führte. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als doch diesen Weg einzuschlagen. So gingen wir auf dem dortigen Waldweg zu der Brücke, als vor uns ein Haus auftauchte. Wir näherten uns ihm vorsichtig ohne etwas Auffälliges zu bemerken. Als wir jedoch an dem Haus vorbeigingen, fuhr uns ein Schrecken in die Glieder.

Auf der rechten Seite des Hauses saß eine Gruppe russischer Soldaten. Einer von ihnen kam sofort auf uns zu und forderte uns auf, mitzukommen.

Nachdem er unsere Entlassungspapiere kontrolliert hatte, schloss er uns in einer neben dem Haus stehenden Baracke ein. Nach einer Weile kam er zurück und durchsuchte unsere Taschen sowie meinen Tornister. Wir konnten nicht erkennen, wonach er eigentlich suchte. Danach verließ er uns erneut. Wir waren sehr beängstigt, weil wir nicht wussten, was man mit uns vorhatte. Als er erneut zurückkam, gab er jedem von uns Nihtraucher eine Handvoll Pfeifentabak und ließ uns wieder weiterziehen. Uns viel ein Stein vom Herzen.

Nun gingen wir über die Elbbrücke nach Magdeburg, fuhren mit dem Zug bis Naumburg, wo wir beim dortigen Roten Kreuz beköstigt wurden. Auch konnten wir dort übernachten.

Nachdem wir am darauffolgenden Tag noch Verpflegung für drei Tage

erhalten hatten, nahmen wir wieder die Bahn in Anspruch und fuhren mit dem Zug nach Gotha.

Hier waren wir nicht mehr weit von Aschara entfernt, einem Ort, wohin meine Familie und ich bei Ausbruch des Krieges am 1. September 1939 evakuiert wurden und einige Monate bei einer Familie Schein wohnten. Daher machte ich meinem Weggefährten den Vorschlag, diese Familie zu besuchen.

Er war einverstanden und so fuhren wir mit dem Zug nach Eckartsleben, ein Nachbarort von Aschara, das keine Bahnstation hatte. Frau Schein sowie die Tochter und die Oma waren überrascht und gleichzeitig sehr erfreut, als sie mich sahen.

Da Herr Schein nicht anwesend war, musste seine Frau mir die traurige Mitteilung machen, dass man ihn verhaftet und in ein Lager eingewiesen hat, weil er als Mitglied der NSDAP die Funktion eines Kassierers ausübte. Irgendjemand hatte ihn denunziert. Die Familie besaß einen schönen Bauernhof, der wenig später entschädigungslos von der russischen Militärbehörde beschlagnahmt und einer anderen Familie übereignet wurde. Die somit vor einem Nichts stehende Familie hat danach im Nachbarort Eckartsleben bei Verwandten Aufnahme gefunden, wo der Sohn und die Tochter sich eine neue Existenz aufbauen konnten und wo wir sie zu DDR-Zeiten wiederholt besucht haben.

Auch heute haben wir noch Kontakt zu ihnen. Herr Schein konnte den Verlust seines Hofes und die ihm angetane Schmach nicht verkraften und ist bald darauf verstorben.

Frau Schein hat uns sofort bewirtet. Auf dem reichlich gedeckten Tisch wurden uns Speisen, serviert, von denen wir seit langem nur träumen konnten. Besonders gut schmeckte mir die hausgemachte Blut- und Leberwurst. Dabei habe ich leider nicht berücksichtigt, dass mein Magen solche fetten Köstlichkeiten nicht verträgt. Die Folgen blieben daher nicht aus.

Am darauffolgenden Tag verabschiedeten wir uns von der Familie Schein, die mir noch viele Grüße an meine Familie mitgab. Wir bedankten uns sehr herzlich für die Gastfreundschaft und machten uns auf den Weg zum Bahnhof in Eckartsleben.

Von dort fuhren wir mit dem Zug über Gotha und Eisenach bis an die Demarkationslinie, die den russischen und den amerikanischen Sektor trennte, die spätere Grenze zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR.

Wir kamen in einen an dieser Grenze gelegenen Ort. Dort erfuhren wir, dass ein Passieren der Grenze durch die von den Russen an Grenzübergängen errichteten Sperren, sowie durch Wachposten entlang der Grenze so gut wie ausgeschlossen ist.

Wir waren völlig ratlos, wie das nun weitergehen soll. Da hörten wir von einem Ortskundigen, dass es eine Möglichkeit gibt, in den amerikanischen Sektor zu gelangen. Dies sei allerdings nicht ganz ungefährlich. Aber mit etwas Glück könnte es gelingen.

An der dortigen Stelle floss die Werra durch eine Engstelle zwischen zwei Bergen von Osten nach Westen, also vom russischen in den amerikanischen Sektor. Vom Ufer aus ging eine steile Böschung nach oben, die mit Bäumen und Sträuchern bewachsen war. Entlang des linken Ufers verlief ein sich durch das Gebüsch schlängelnder Pfad. Etwa 15 Meter böschungaufwärts führte eine Straße vorbei, an der sich eine Sperre befand, die ständig mit Wachposten besetzt war. Damit man auch nicht über den Pfad in den amerikanischen Sektor gelangen konnte, war auch dort ein Posten aufgestellt. Wie man uns sagte, geht dieser Posten des Öfteren die Böschung hoch zu seinen Kameraden, vermutlich um eine Zigarettenpause einzulegen, wobei sich die Möglichkeit bietet, dort die Grenze unbemerkt zu überschreiten.

Die Sehnsucht nach der Heimat und die Erkenntnis, dass dies momentan die einzige Chance ist, diesem Ziel näher zu kommen, ließ uns nicht lange überlegen. Wir beschloßen, das Wagnis einzugehen.

Frühmorgens machten wir uns zu viert oder zu fünft, so genau weiß ich es nicht mehr, auf den Weg. Wir schlichen sehr vorsichtig und möglichst geräuschlos den Uferpfad entlang, bis wir nach einer Weile Stimmen vernahmen. Sie kamen von der Straßensperre, die somit nicht mehr weit von uns entfernt sein konnte. Jetzt hieß es doppelt vorsichtig zu sein und zu erkunden, ob an der Werra ein Wachposten Stellung bezogen hat. Wir durften uns nur noch im Zeitlupentempo vorwärtsbewegen. Dabei kamen die Stimmen immer näher. Schließlich waren sie direkt über uns. Nun beschleunigten wir unsere Schritte um möglichst rasch aus der Gefahrenzone zu kommen.

Bald öffnete sich die Landschaft, wir kamen auf eine Wiese und hatten die Gewissheit, im amerikanischen Sektor zu sein.

Im amerikanischen Sektor

Die Freude und die Glückseligkeit ist mit Worten nicht zu schildern. Endlich waren die ständige Angst und Unsicherheit vorbei.

Zu Fuß gelangten wir am 20. Juli 1945 nach Phillipsthal und von dort mit dem Auto nach Bad Hersfeld. Hier hatten uns die Amerikaner aufgegriffen und in ein Gebäude gebracht, wo wir uns in einem bestuhlten Raum, in dem sich bereits viele Kameraden befanden, niederlassen mussten. Wir wurden aufgefordert, den Oberkörper frei zu machen. Dann kontrollierte ein Ami, ob jemand von uns bei der SS gedient hat, indem er nachschaute, wer das eintätowierte Zeichen unter dem Arm trägt. Nun saß in der ersten Reihe ein SS-Mann, der aber als solcher

nicht zu erkennen war, weil er nicht mehr die SS-Uniform trug. Zu ihm kam der Kontrolleur zuerst. Der SS-Mann tat so, als ob er Schwierigkeiten hätte, die Knöpfe an seinem Hemd aufzubekommen. Der Kontrolleur ging daher zunächst weiter, um später bei ihm nachzusehen. Anscheinend aber hat er ihn vergessen, sodass dieser Glück hatte, nicht erkannt zu werden. Anschließend wurden wir einzeln verhört. Hier verstrickte sich der SS-Mann in Widersprüche. Man nahm ihn fest und führte ihn ab. Was mit ihm geschehen ist, konnte ich nicht mehr erfahren.

Als ich an die Reihe kam, musste ich mein Soldbuch vorzeigen, das keinen Anlass gab, ein Nazi zu sein, zumal ich nur Gefreiter war.

Den russischen Entlassungsschein hat man einbehalten und uns einen Passagierschein ausgehändigt, der uns berechtigte, die 350 Kilometer bis nach Hause zu Fuß zurückzulegen. Dies wurde lächerlicherweise damit begründet, dass der militärische Verkehr in keiner Weise gestört werden soll. So wortwörtlich in diesem Schein, den ich bis heute aufbewahrt habe, vermerkt.

Wir gingen zunächst zu Fuß weiter, ohne daran zu denken, uns an dieses Verbot zu halten, denn wir konnten schließlich nicht schnell genug nach Hause kommen.

Unterwegs begegneten wir einem amerikanischen Soldaten. Da ich die amerikanischen Rangabzeichen nicht kannte, konnte ich ihn rangmäßig nicht zuordnen. Er hielt uns an, fragte wohin wir wollen und bat uns, nachdem wir ihm unser Ziel genannt hatten, hier zu warten. Nach einer Weile kam ein Rot-Kreuz-Fahrzeug, das in die Richtung fuhr, die auch wir einschlagen mussten. Er hielt es an, sprach mit dem Fahrer und ließ uns einsteigen. So kamen wir nach Hühnfeld. Auch hier wurden wir wieder vom Roten Kreuz gepflegt.

Nachdem wir in einer Schule übernachtet und beim Roten Kreuz gefrühstückt hatten, ging es wieder zu Fuß weiter. Auf der Route kamen wir an ein Stellwerk. Der Stellwerkmeister sah uns den Bahndamm entlang kommen, öffnete das Fenster und rief uns zu: „Wohin wollt ihr“. Wir antworteten: „Nach dem Saarland“, worauf er sagte: „Hier kommt gleich ein amerikanischer Gütertransport vorbei, legt euch an den Bahndamm, ich sperre ihm die Weiterfahrt. Sobald er hält, springt ihr schleunigst in das Bremshäuschen eines Waggons“.

Bald darauf kam der Zug. Von weitem hörten wir schon seinen bekannten Pfeifton, weil das Signal auf „Halt“ stand. Als er anhielt, sprangen wir in ein Bremshäuschen. Der Stellwerksmeister gab freie Fahrt und wir fuhren ohne zu halten bis nach Fulda, wohl wissend, dass wir damit gegen das Verbot, ein öffentliches Verkehrsmittel zu benutzen, verstoßen. Die Schwere des Verstoßes war umso größer, als es sich um einen militärischen Transport handelte. Die Bewachung des Zuges muss uns aber beim Aufspringen bemerkt haben. Wir hörten beim Auf- und Zuschlagen der Türen, dass man die Bremshäuschen der Reihe nach kontrollierte. Als man uns entdeckte, mussten wir aussteigen und die Papiere vorzeigen. Dann zeigte der Kontrolleur auf einen unserer Passierscheine und sagte ganz entrüstet: „Hier, to foot, to foot“, auf Deutsch „zu Fuß, zu Fuß“. Unsere Befürchtung, nun mit unangenehmen Konsequenzen rechnen zu müssen, war Gott sei Dank unbegründet. Nach einer Ermahnung durften wir weiterziehen.

Auch hier in Fulda wurden wir wieder, wie bisher auf unserer Heimreise durch den amerikanischen Sektor, vom Roten Kreuz gepflegt, so dass wir nicht, wie zuvor, hungern mussten.

Nach einer Übernachtung im dortigen Josefsheim, begaben wir uns an den Bahnhof. Zufälligerweise kamen wir dort mit Saarländern ins Gespräch, die im Frühjahr, als sich die Front näherte, zum zweiten Mal geflüchtet waren und im Raum Fulda Aufnahme fanden.

Sie waren dabei, ihre Habseligkeiten (Bettzeug und dergl.) wieder nach Hause zu holen. Für den Transport wurde ihnen ein offener Güterwagen, ein Wagen ohne Seitenwände, zugewiesen. Wir hatten die Möglichkeit, auf diesem „Freilichtwagen“ mitzufahren. Während der Fahrt in Richtung Frankfurt hatte ich das Maleur, dringend austreten zu müssen. Aber wo und wie? Als ich nach längerer Zeit nicht mehr warten konnte, habe ich in letzter Minute die Hose runtergerissen, mich an den Rand des Wagens gesetzt und meine Not verrichtet. Dabei hielten mich zwei Mann fest, damit ich nicht hinunterfalle. Nicht gerade ein schöner Anblick für all die Passanten, an denen wir vorbeifuhren. Aber dies war mir gleichgültig. Hauptsache, die Hose blieb sauber.

In Frankfurt bestieg ich einen Zug nach Homburg und von dort einen nach Bliedastel. Nun begann die letzte Etappe der Odyssee, der Fußmarsch nach meinem Heimatort Biesingen. Ich ging den Schlossberg hoch und als ich auf der Höhe Biesingen erblickte, überkam mich ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Ein Traum war wahr geworden. Wenn ich auch die Hoffnung nie aufgegeben habe, so waren doch die Zweifel, die Heimat einmal wiederzusehen, nicht ohne weiteres aus dem Gedächtnis zu verbannen.

Wie oft war ich doch während meines Fronteinsatzes in eine schier aussichtslose Situation geraten, aus der ich wie durch ein Wunder wieder herauskam. Wie wäre es mir ergangen, wenn ich nicht auf so wunderbare Weise aus russischer Gefangenschaft entlassen worden wäre, sondern das Los einer langjährigen Gefangenschaft hätte ertragen müssen, wie es tausenden meiner Kameraden ergangen ist. Das hätte ich sensibler Mensch wohl nicht überlebt.

Endlich Zuhause

Als ich schließlich meinen Heimatort erreichte, schaute zufälligerweise meine Schwester Gertrud aus einem der Fenster unseres Hauses. Sie erkannte mich sofort. Der lautstarke Ruf „Mamme, de Berthold kommt“, werde ich nie vergessen. Und schon kamen sie alle auf mich zugerannt, strahlend vor Freude, dass ich wieder Zuhause bin, denn schließlich hatten sie fast ein halbes Jahr kein Lebenszeichen von mir erhalten. Es war einer der schönsten und ereignisreichsten Momente in meinem Leben.



Eines Tages bat mich unser Bürgermeister bei ihm vorstellig zu werden, weil er eine Mitteilung für mich hätte. Als ich vorsprach sagte er, er müsste mir leider die traurige Nachricht übermitteln, dass ich im Krieg gefallen sei. Ich musste laut lachen und sagte: „Wieso, ich stehe doch leibhaftig vor Dir“, worauf er antwortete: „Hier habe ich es schwarz auf weiß“ und zeigte mir ein Schreiben des Amtes, das sich mit der Aufklärung von Schicksalen der Soldaten des 2. Weltkrieges befasste. Wir mussten beide lachen und konnten nicht verstehen wie diese Falschmeldung zustande kam.

Im Jahre 1989 kam ein Biesinger Bürger zu mir und sagte: „Du wirst gesucht. In der Zeitschrift der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen ist eine entsprechende Suchmeldung ausgeschrieben.“ Ich bat ihn, mir die Zeitschrift zu geben und stellte nach Einsicht fest, dass ein ehemaliger Kamerad namens Valentin Huba aus Lorsch im Odenwald sie aufgegeben hatte. Ich setzte mich sofort mit ihm in Verbindung und erfuhr, dass noch drei weitere Kameraden, die mit uns zusammen waren, den Krieg überlebt hatten und mit denen er bereits Kontakt aufnehmen konnte. Er teilte mir außerdem mit, dass ein Treffen von uns fünf beabsichtigt sei.

So fand nach 45 Jahren das erste Treffen noch im gleichen Jahr bei dem Kameraden Emil Ungefehr in Beindersheim bei Frankenthal statt. Seitdem haben wir uns jährlich getroffen, und zwar jeweils bei einem anderen Kameraden. Das Foto zeigt uns bei unserem ersten Treffen vor dem Haus der Familie Ungefehr. Heute lebt außer mir nur noch der Kamerad Emil, mit dem ich auch heute noch in Kontakt stehe.



v.l. Berthold Hennrich, Erich Horn, Otto Graf, Emil Ungefehr, Valentin Huba

Wir fünf Kameraden haben zusammen die Grundausbildung in der Dännerkaserne in Kaiserslautern absolviert, wurden danach zu dem weiterbildenden Lehrgang auf dem Truppenübungsplatz in Baumholder beordert, der, wie bereits erwähnt, vorzeitig abgebrochen wurde. Von dort ging es nach Frankreich in die Normandie, wo wir als Einheit einer neuen Division für den Fronteinsatz vorbereitet wurden.

Im Herbst 1943 erfolgte die Verlegung an die Front am Dnepr bei Kiew. Nachdem wir alle zum Teil schwer verwundet wurden, ist die Verbindung abgebrochen. Lediglich die Kameraden Emil und Valentin fanden sich wieder, als sie zufälligerweise im Lazarett in ein und demselben Zimmer nebeneinander lagen.

Die schrecklichen Erlebnisse des Krieges sind leider nicht ohne Folgen geblieben. Im ersten Jahr nach meiner Rückkehr hatte ich immer wieder unter Depressionen zu leiden, die glücklicherweise selten länger anhielten.

Im Leben stand ich vor einem Nichts. Ein junger Mann im Alter von 20 Jahren, ohne Volksschulabschluss und, weil ich wegen vorzeitiger Einberufung zum RAD und zum Wehrdienst kein Abitur machen konnte, auch keinen höheren Schulabschluss.

Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Angefangen als Hilfskraft beim Arbeitsamt habe ich nach Ablegung der Inspektorenprüfung letztendlich eine Position erreicht, die mich vollauf befriedigen konnte. Am 1.1.1987 wurde ich als Amtsrat in den Ruhestand versetzt.

Zum Abschluss möchte ich meine Überzeugung zum Ausdruck bringen, dass ich ohne die Hilfe von oben, die Heimat und somit auch meine Angehörigen und Freunde nicht wiedergesehen hätte. Daher werde ich mein Leben lang Gott und meiner Fürsprecherin, der Mutter Gottes, dankbar sein.

■ Berthold Hennrich

Impressum

Herausgeber: Berthold Hennrich
Bildnachweis: Annerose Feibel und Bernhard Hennrich
Titelseite © Adrian Hillman - Fotolia.com
Satz & Layout: Melanie Hennrich
Druck: Repa Druck, 66131 Saarbrücken
1. Auflage: Mai 2012

Berthold Hennrich ist in dem saarländischen Ort Biesingen aufgewachsen. 1942 wurde er mit 17 Jahren zum Militärdienst einberufen. Wenig später ging es an die Front nach Russland.

In seinem Buch berichtet der Autor, welche Strapazen er im 2. Weltkrieg erfahren hatte. Dass er die Kriegseinsätze überlebte, grenzt teilweise an Wunder.

Die Eintragungen in einem kleinen Taschenkalender des Jahres 1945 verhalfen dem heute 87-Jährigen, die einzelnen Geschehnisse während dieses Zeitraumes zeitgenau und folgerichtig wiederzugeben.

Er selbst fragt sich auch heute noch immer wieder, wie es möglich war, dass er in aussichtsloser Situation immer die richtige Entscheidung traf und somit überlebte.



Erlebnisse an der Russland-Front im 2. Weltkrieg